



universität
wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

Sprache & Leiblichkeit

Theoretische Aspekte leiblichen Spracherlebens

Verfasserin

Mag. Lisa Hessenberger

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2011

Studienkennzahl lt.
Studienblatt:

A 066 905

Studienrichtung lt.
Studienblatt:

Masterstudium Soziologie

Betreuerin / Betreuer:

a.Prof. Dr. Roswitha Breckner

Meinen Eltern, die mich immer unterstützen.

*Im gleichen Augenblick,
in dem ich in der Welt lebe, meinen Plänen und Beschäftigungen,
meinen Freunden, meinen Erinnerungen hingegeben und zu ihnen mich
verhaltend, kann ich die Augen schließen, mich ausstrecken,
das Blut in meinen Ohren pochen hören,
vergehen in Freude oder Schmerz,
mich in jenes anonyme Leben verschließen, das mein personales Leben trägt.
Doch eben weil er sich der Welt verschließen kann,
ist mein Leib auch das, was mich auf die Welt hin öffnet und mich in Situation
setzt. Die Bewegung der Existenz auf die Anderen, auf die Zukunft,
auf die Welt hin kann sich erneuern,
wie ein gefrorener Strom, dessen Eis schmilzt.*

(PhdW 197)

INHALTSVERZEICHNIS

Von der absenten Präsenz von Leib & Sprache – eine Einleitung.....	9
1. Von Merleau-Pontys Theorie der Leiblichkeit.....	13
1.1. Merleau-Pontys Werk & philosophische Positionierung in kurzer Übersicht...	13
1.2. Der Leib-Begriff nach Merleau-Ponty.....	17
1.3. Leibliche Wahrnehmung nach Merleau-Ponty	23
1.3.1. Intentionalität & Gestaltorientierung der Wahrnehmung	24
1.3.2. Das Körperschema.....	27
1.4. Interkorporeität & Sozialität.....	31
Zusammenfassend.....	34
2. Von Gefühl & Empfinden.....	35
2.1. Gefühle als Weisen des Zur-Welt-seins.....	35
2.2. Struktur von Gefühlen.....	41
Zusammenfassend.....	47
3. Von Sprechen & Mehrsprachigkeit.....	48
3.1. Leibliche Artikulation & Sprechen nach Merleau-Ponty.....	48
3.2. Sprechen als Praxis: Sprachrepertoires & Languaging.....	54
3.3. Lebensweltlicher Multilingualismus & habitualisierter Monolingualismus.....	59
Zusammenfassend.....	65
4. Vom leiblichen Sprachempfinden: ein Forschungskonzept.....	66
4.1. Der Forschungsprozess.....	68
4.2. Die Befragten.....	70
4.3. Erhebung.....	71
4.4. Auswertung.....	75
4.5. Darstellung des vorläufigen Ergebnisstandes.....	79
Zusammenfassend.....	84
Von Sinnen – Eine Zusammenschau theoretischer Aspekte leiblichen (Sprach)Erlebens.....	85
Literatur	90
Zitierte Schriften & fragmentarische Bibliographie Merleau-Pontys.....	100
Anhang.....	102
1. Transkriptionskonventionen.....	102

2. Lebenslauf.....	103
3. Abstract – Theoretische Aspekte leiblichen Spracherlebens.....	104
4. Abstract – A theoretical angle on bodily language experience.....	105

VON DER ABSENTEN PRÄSENZ VON LEIB & SPRACHE – EINE EINLEITUNG

*Descartes' motto was 'I think, therefore I am'
– not 'I eat, drink, sleep and have sex, therefore I am'.
(Corrigan 1997: 147 zit. nach Schroer 2005b: 12)*

In der Soziologie wird seit einiger Zeit ein Mangel an leib- und körperzentrierten Betrachtungsweisen moniert. Der Leib währt in einer „absent presence“ (Shilling 1993: 19 zit. nach Schroer 2005b: 11), durch welche er der Soziologie zwar nie zentrales, doch auch nicht völlig vernachlässigtes Thema ist. Diese Bewertung der soziologischen Forschungs- und Theorielandschaft lässt sich vor allem dann abgeben, wenn die Grenzen rund um die Soziologie nicht allzu eng gezogen werden und ethnologische wie kulturanthropologische Arbeiten einbezogen werden. Insbesondere die philosophische Anthropologie mit Douglas, Lévi-Strauss, Gehlen und Plessner hat wesentliche Einsichten und eine essentielle Basis für die Auseinandersetzung mit Leib und Körper gebracht. Auch Marx und Engels, Spencer, Weber, Durkheim, Simmel, Mead, Schütz und Parsons, welche mit ihren Betrachtungen die Grundlage für die Soziologie sowie ihren Kanon bilden, befassen sich – jedoch implizit und nur teilweise – mit Körperthematiken. Schließlich nimmt mit den Arbeiten von Goffman, Foucault und Bourdieu der implizite Bezug auf Leib und Körper ein Ende und ausgehend von den angelsächsischen Ländern eine Soziologie des Körpers ihren Ausgang¹.

Schroer (vgl. auch Abraham 2002: 15ff.) sieht die zunehmende wissenschaftliche Beschäftigung insbesondere mit dem Körper als Resultat eines medienforcierten Interesses am Körper, gar eines Körperkults, der sich an wiederkehrenden Körperausstellungen (etwa 'Körperwelten der Tiere' von Winter 2010 bis Frühling 2011 im Naturhistorischen Museum Wien) und immer neuen Praktiken und Phänomenen (wie der Wellness-Boom und Schönheitsoperationen, um nur wenige zu nennen) erkennen lasse. (vgl. Schroer 2005b: 8ff.) Eine defizitäre Forschungslage kann daher kaum konstatiert werden, vielmehr jedoch eine, die Körper und Leib objektivieren und deren konstitutive Relevanz für Gesellschaft und

¹ Als wesentliche Arbeiten für die Körper-Soziologie seien genannt, *The Body and Society* (Turner 1996), *The Body* (Featherstone et al. 1991), *The Body and Social Theory* (Shilling 1993), *Body matters* (Scott/ Morgan 1993), *The Body Social* (Synnott 1993) und *Body Modification* (Featherstone 2000). Darüber hinaus geben Turner und Featherstone seit 1995 die Zeitschrift *Body and Society* heraus. Für den deutschsprachigen Raum sind die Publikationen zahlreicher themenspezifischer Zeitschriftenartikeln zu nennen sowie die Gründung des Arbeitskreises *Soziologie des Körpers* innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Soziologie im Jahre 1998. Die Sammelbände *Körper und Status* (Koppetsch 2000) und *Körperrepräsentationen* (Hahn/ Meuser 2002) werden als zwei zentrale Publikationen gewertet, welche die Etablierung einer Soziologie des Körpers weiter vorantreiben sollen. Seit 2004 liegt schließlich die erste Einführung in die Soziologie des Körpers (Gugutzer 2004) vor, seit 2005 (Schroer 2005a) eine Aufsatzsammlung zu diversen Facetten der *Soziologie des Körpers*.

Individuum nicht erkennen.

In der Folge konstatiert die Soziologin Lindemann zwei für ihr Fach spezifische Perspektiven auf den Leib: zum einen werden, je nach Fokus, der Leib oder der Körper als Gegenstand soziologischer Forschung geführt, was unweigerlich zu einer Bindestrichsoziologie oder zur sogenannten Soziologie des Körpers führe. Zum anderen gebe es Ansätze den Leib in seiner konstitutiven Bedeutung für soziale Phänomene zu betrachten. Lindemanns Einschätzung nach immunisiert sich die soziologische Theoriebildung mit Erfolg gegen jedwede Bemühungen den Leib als Fundament einzusetzen und es scheint, SoziologInnen befassen sich mit einer Gesellschaft, bestehend aus immateriellen Wesen, gar „aus Engeln“ (Lindemann 2005: 114). (vgl. Lindemann 2005: 114)

Diesem Defizit der soziologischen Forschung gilt es entgegenzuarbeiten. In der vorliegenden Arbeit wird der Leib daher in Anschluss an den französischen Philosophen Merleau-Ponty in seiner Qualität als Erkenntnisorganismus und Träger der Existenz an zentrale Stelle gerückt. Die Merleau-Ponty'sche Philosophie vermag die Machtstellung des Subjekts durch die Akzentuierung des Leibes zurückzuweisen ohne das Ideal einer alternativen Vernunft- und Subjektauffassung preiszugeben. Unser leibliches Dasein erweist sich als unhintergehbare Tatsache der Reflexion auf die Welt, mit welcher wir weniger rational als sinnlich-sinnhaft handelnd in Verhältnis stehen. Damit argumentiert Merleau-Ponty gegen einen allgegenwärtigen Cartesianismus, das heißt gegen die Differenzierung eines naturhaften Körpers in mechanistisch-instrumenteller Perspektive und eines subjektiven Denkens in rationalistischer Anschauung. Auf Grund dieser Gegenüberstellung durch Descartes ist die Körperlichkeit des Menschen dem Animalischen zugeordnet worden und das menschliche Selbstverständnis bestimmt sich in der Entgegensetzung zur körperlichen Sphäre. Demzufolge versteht sich der Mensch gemäß dem Motto 'cogito ergo sum' als vermeintlich rationaler Akteur, dem der Körper lediglich als Instrument zur Umsetzung seiner Ziele dient. In Folge dieser cartesianischen Körper-Geist Dichotomie wird von einer scheinbaren Natur-Kultur Zweiteilung ausgegangen. (vgl. Barkhaus/ Fleig 2002: 15) Merleau-Ponty etabliert seine Philosophie wider einer solchen Auffassung und zugunsten einer umfassenden Leib-Betrachtung. Mit dem Fokus auf den Leib in einem Merleau-Ponty'schen Verständnis kann die menschliche Existenz in ihrer Ganzheitlichkeit, sprich hinsichtlich ihrer Eigenstrukturiertheit, gesellschaftlichen Einbettung und sozialen Konsequenzen erfasst werden. Diverse Arbeiten aus der Soziologie haben sich – nicht selten aus Perspektive der feministischen Forschung oder der Geschlechterforschung – weiter mit leiblichen Erfahrungen auseinandergesetzt und wesentliche Erkenntnisse hinsichtlich der Struktur und Funktion von Gefühlen (vgl. etwa

Landweer 1999; Demmerling/ Landweer 2007) oder bezüglich der Relevanz des leiblichen Erlebens für den Vollzug der Geschlechterdifferenz gebracht (vgl. beispielsweise Lindemann 1993; zum Überblick Villa 2006).

Vor diesem Hintergrund ist die vorliegende Arbeit vornehmlich der Darlegung Merleau-Pontys Leibphänomenologie gewidmet um zum einen ihren essentiellen Wert für Soziologien mit Leib- beziehungsweise Körperschwerpunkten hervorzuheben und zum anderen eine theoretische Grundlage für eine konkrete empirische Forschung² zu leiblichem Spracherleben³ in einem monolingual habitualisierten Umfeld zu bilden. Ausgegangen wird dabei von unserem Leib als Bezugsmedium zur Welt einerseits und von einer grundsätzlichen Mehrsprachigkeit jedes Menschen andererseits - sei es, dass er im Laufe des Lebens mehrere Sprachen erlernt hat, sei es, dass er versiert im Sprechen von diversen regionalen Varietäten, Soziolekten et cetera ist. Grundlage stellt folglich das Sprechen dar, welches stets vor dem Hintergrund personeller Erfahrungen und der jeweiligen gesellschaftlichen Einbettung betrachtet wird. Gewisse Konzepte von Sprache, sogenannte Sprachideologien (vgl. etwa Gal 2006; Kroskrity et al. 1992; Schieffelin et al. 1998), leiten unsere Vorstellungen und Bewertungen vom eigenen und vom Sprechen anderer sowie unseren Umgang mit und unser Erleben von Sprache, sodass es unumgänglich ist einen Blick auf diese Konzepte zu werfen um das leibliche Spracherleben verstehen zu können. Schließlich wird eine ganzheitliche Betrachtung des Phänomens des leiblichen Spracherfahrens angestrebt, die von den SprecherInnen in ihren sozialen Kontexten und ihrem mannigfaltigen sprachlichen Vermögen Ausgang nimmt.

Neben einer grundlegenden Verortung in der Soziologie ist die vorliegende Arbeit durch den Fokus auf Akte des Sprechens und auf Mehrsprachigkeit zudem der Linguistik zuzuordnen. Die Linguistik befasst sich unter anderem intensiv mit Mehrsprachigkeit und erkennt ihre soziale, personelle, institutionelle und politische Relevanz⁴. Obwohl Mehrsprachigkeit einen

2 Die Ergebnisse der empirischen Untersuchung, welche im Jahre 2011 durchgeführt wurde, wurden in der Masterarbeit am Institut für Sprachwissenschaft der Universität Wien unter Betreuung von Univ.-Prof. Doz. Mag. Dr. Brigitta Busch dokumentiert.

3 Spracherleben hat im linguistischen Kontext besondere Aufmerksamkeit in Bezug auf Emotionen (vgl. etwa Anooshian/ Hertel 1994; Bamberg 1997; Bond/ Lai 1986; Javier/ Marcos 1989; Pavlenko 2005, 2006; Wierzbicka 1994, 1999) sowie hinsichtlich (Sprach-) Biografien erfahren (vgl. etwa Busch 2008; Busch et al. 2006; Pavlenko 2007; Tophinke 2002). Schließlich befasst sich die Forschungsgruppe Spracherleben des Instituts für Sprachwissenschaft an der Universität Wien mit einem breiten Spektrum an Zugängen zu Spracherleben, welche vor allem biografische, räumliche und mediale Dimensionen umfassen (vgl. <http://www.cis.or.at/>).

4 Wider der Einschätzung des Soziologen Esser (2006), welcher unter anderem Bemühungen um eine Mehrsprachigkeit von MigrantInnenkindern auf Grund allgemeiner (zum Vergleich dient ihm die USA) sprachlicher Assimilationstendenzen als nicht lohnend (vgl. Esser 2006: 42) sowie sprachliche Assimilation

Regelfall darstellt, findet diese Evidenz nicht immer Eingang in die Theoriebildung der Sprachwissenschaft (oder auch der Soziologie). Franceschinis Einschätzung zufolge, steht sich die Sprachwissenschaft selbst durch ihre Verhaftung in der Idee der Einzelsprachen und Einzelsprachigkeit nicht selten bei einem Ausbau und einer Umformung in Richtung einer mehrsprachigen Linguistik im Wege. Die Linguistin warnt sowohl davor Einsprachigkeit und Sesshaftigkeit zu menschlichen Wesenheiten zu erklären, als auch Mehrsprachigkeit lediglich gesellschaftlichen Minderheiten zu unterstellen. (vgl. Franceschini 2003: 247)

In Anbetracht dieser Forschungslage in Soziologie und Linguistik sind der vorliegenden Arbeit folgende Ziele gesetzt: in erster Linie gilt es Merleau-Pontys Phänomenologie der Wahrnehmung im Hinblick auf die konstitutive Rolle des Leibes als Mittel der Welt-habe zu erörtern. Zum anderen bezieht sich die Arbeit dezidiert auf die Auffassung des Menschen als versatile SprecherInnen diverser Kommunikationsformen und wendet sich ab von Konzepten der Einsprachigkeit und Einzelsprachen. Dergestalt wird versucht eine sich als äußerst fruchtbar versprechende Symbiose zwischen Soziologie und Linguistik zu schaffen, auf deren Grundlage interdisziplinäre Arbeit möglich wird, wie sie von mir in einem konkreten Forschungsprojekt zum leiblichen Spracherleben von SprecherInnen in einem monolingual habitualisierten Feld vorgeschlagen wird.

Zu diesem Zwecke wird im nachfolgenden ersten Kapitel Merleau-Pontys Theorie der Leiblichkeit erörtert. Eine kurze Übersicht über Leben und Werk des französischen Philosophen soll einen Kontext für seine philosophischen Erörterungen des Leibes, der leiblichen Wahrnehmung sowie der Interkorporalität und Sozialität geben. Im zweiten Kapitel wird näher auf die Konzepte des Empfindens und der Gefühle eingegangen um eine begriffliche und operative Basis für die konzipierte empirische Arbeit zu schaffen. Das dritte Kapitel widmet sich sodann den Themen des Sprechens und der Mehrsprachigkeit, wobei in Anschluss an Merleau-Pontys Sprachphilosophie Konzepte des Sprachrepertoires und des languaging erörtert werden um vor dem Hintergrund einer lebensweltlichen Mehrsprachigkeit Annahmen einer Einsprachigkeit und monolingualen Habitualisierung zu diskutieren. Im anschließenden vierten Kapitel wird das Konzept für die Forschungsarbeit zum leiblichen Spracherleben vorgestellt sowie methodologische Grundgedanken und ein konkretes methodisches Vorgehen dargelegt. Zum Abschluss wird ein zusammenfassenden Überblick gegeben.

als Weg zu „einem höheren Selbstwertgefühl und zu geringeren psychischen Problemen“ (Esser 2006: 100) betrachtet. Essers Befund über die Mehrsprachigkeit ist zurecht aus methodischen, menschenrechtlichen und logischen Gründen massiver Kritik unterzogen worden (vgl. etwa Boeckmann 2008) und darf nicht als repräsentativ für den Zugang der Soziologie zur Sprachthematik interpretiert werden.

1. VON MERLEAU-PONTYS THEORIE DER LEIBLICHKEIT

*„Unser Ausgangspunkt muss die Tatsache sein,
dass für jeden von uns sein eigener Leib und dessen habituelles Funktionieren
der erste fraglos gegebene Erfahrungskomplex ist.“
(Schütz 1982: 214)*

Der Philosoph und Soziologe Schütz kündigt im vorliegenden Zitat an, was auf den nachfolgenden Seiten zur Diskussion stehen wird: der Leib als sinnlich-empfindender Organismus, der uns Medium ist eine Welt zu haben und unsere Existenz verwirklicht. Eine wertvolle und konstruktive Theorie der Leiblichkeit hat der Philosoph Merleau-Ponty in mehreren Werken erarbeitet, welche in Folge nachgezeichnet wird. Zuallererst soll zum tieferen Verständnis ein Überblick über Merleau-Pontys Werk, philosophische Positionierung und Entwicklung gegeben werden. Im Anschluss daran werden Merleau-Pontys Leib-Begriff sowie dessen theoretische Implikationen vorgestellt. Mit der Erörterung der Frage, was unser Leib ist und vermag, befinden wir uns schließlich inmitten der Merleau-Ponty'schen Wahrnehmungstheorie, welche schrittweise anhand wesentlicher Konzeptionen der Intentionalität, Gestaltorientierung, des Körperschemas und der Zwischenleiblichkeit abgehandelt wird.

1.1. MERLEAU-PONTYS WERK & PHILOSOPHISCHE POSITIONIERUNG IN KURZER ÜBERSICHT

Der Korpus Merleau-Pontys theoretischer Betrachtungen erweist sich als ein quantitativ und theoretisch umfassender, der stets Entwicklungen und Veränderungen durchlaufen hat. Um einer einheitlichen Argumentation willen wird in der vorliegenden Arbeit daher vornehmlich auf die Phänomenologie der Wahrnehmung und zum Teil auch auf die Struktur des Verhaltens Rekurs genommen. Die als das Hauptwerk geltende *Phänomenologie der Wahrnehmung* besticht durch eine extensive Aufarbeitung des für die Arbeit wesentlichen Themas der Leiblichkeit, während die Struktur des Verhaltens als Basis für das Hauptwerk grundlegende Einsichten in die Diskussion um Struktur, Gestalt und Bedeutung bringt. Die Sprachthematik unterliegt einer steten Entwicklung durch alle Werke hindurch, sodass wegen der Verknüpfung des Leibes mit dem Sprechen auch hier der Fokus den Frühwerken verpflichtet bleibt. Der Blick auf das Œuvre zeigt die wissenschaftliche, politische und soziale Einbettung Merleau-Pontys, Kenntnis derer einen Kontext bietet und ein tieferes Verständnis der dargelegten philosophischen Betrachtungen ermöglicht.

Maurice Merleau-Ponty ist im Jahre 1908 in Rochefort-sur-Mer geboren worden und schlägt von Anfang an eine philosophische Karriere ein. Wie vor ihm bereits Husserl, nimmt er sich des Problems der Wahrnehmung an, wobei er sich insbesondere in der Phänomenologie, die Anfang der 1930er als eine neue Philosophie in Deutschland evolviert, und in der Gestaltpsychologie deutscher Tradition verortet. Die Phänomenologie legt den Grundstein der Merleau-Ponty'schen Philosophie und wird als eine Methode definiert, die nicht über eine fertige Erkenntnistheorie verfügt, sondern zu einer solchen führen kann. (vgl. Bermes 1998: 22-25)

Zentrale Publikationen sind *La structure du comportement* von 1942 (als *Struktur des Verhaltens* [SdV] 1976 in deutscher Übersetzung erschienen), worin Merleau-Ponty im Verhalten einen neutralen Ansatzpunkt sieht, von dem aus eine Differenzierung in solchen Dualismen wie Subjekt und Objekt, Reiz und Reaktion, Ursache und Wirkung unterlaufen werden können. Indem er nahe beim Subjekt ansetzt, versucht er „die strukturelle Verfasstheit des in die Welt verwobenen, leiblich vermittelten Bewusstseins“ (Bermes 1998: 27f.) zu erfassen. Merleau-Ponty konstatiert, dass der Organismus nicht einfach auf Reize reagiert, sondern dass die Reizerregung bereits die Reaktion des Organismus selbst ist (vgl. SdV 33). Der Philosoph schließt im Weiteren an die erwähnte Gestaltpsychologie an und argumentiert, dass die Wahrnehmung nicht mit einzelnen Reizen konfrontiert ist, sondern sich mit Gestalten (vgl. SdV 50), also mit synkretischen Ganzheiten auseinandersetzt, die nicht unabhängig von der Wahrnehmung betrachtet werden können. Merleau-Ponty spitzt den Gestaltbegriff aus der Gestaltpsychologie jedoch noch zu: Gestalt ist weder Substanz, noch eine dem Bewusstsein immanente Idee. Das strukturierende Erfassen von Gestalten erweist sich als eine eigene Wissensform in dem Sinn, dass das erkennende Bewusstsein leiblich gebunden und zur Welt ist (vgl. SdV 142).

In *La structure du comportement* bemerkt Bermes eine fehlende Konstanz, die sich insbesondere in diffusen Begriffen und einer noch nicht klar etablierten philosophischen Haltung niederschlägt. In *Phénoménologie de la Perception*, dem Hauptwerk aus dem Jahre 1945 (als *Phänomenologie der Wahrnehmung* [PhdW] 1966 auf Deutsch erschienen), ändert sich dies. Merleau-Ponty beschäftigt sich zu dieser Zeit eingängiger mit Husserl. Angeregt durch diese Lektüre⁵ nimmt er keine Objektposition hinsichtlich des Blickes auf „wahrnehmende Verhaltensweisen“ (SdV 211 zit. nach Bermes 1998: 29) an, sondern eine

5 Tilliette und Métraux zweifeln in diesem Zusammenhang einen direkten Einfluss der Husserl-Schriften auf Merleau-Ponty an. Vielmehr hätte sich Letzterer durch die fragmentarisch rezipierten Ausführungen Husserls inspirieren lassen und besonders in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* freie Kommentare zu Husserls Positionen geäußert. (vgl. Tilliette/ Métraux 1981: 182)

Subjektposition. Es gilt die Beziehung zwischen Subjekt, Leib und Geist zu untersuchen. Der Fokus liegt auf dem „Feld der Phänomene“ (PhdW 75 und weiter), dem „Zur-Welt-sein“ (PhdW 10 und weiter) des Subjekts sowie auf der Ambiguität des Leibes, der sich als empfindend-empfindbarer auszeichnet. In der Folge werden Sprache beziehungsweise das Sprechen, die Welt, Intersubjektivität oder auch das Bewusstsein aus einer entsprechend erfahrungs- und leiborientierten Perspektive betrachtet.

La phénoménologie de la perception ist äußerst vielseitig – um nur ein paar Aspekte zu nennen, kritisiert Merleau-Ponty in diesem Werk wissenschaftstheoretisch den Empirismus, während er phänomenologisch die sogenannte „Phänomenologie der Phänomenologie“ (PhdW 418 zit. nach nach Bermes 1998: 30) begründet und sprachphilosophisch das Sprechen, weniger die Sprache, akzentuiert. Den gemeinsamen Nenner dieser verschiedenen Richtungen erkennt Bermes in der Frage nach dem Sinn. Er formuliert Merleau-Pontys grundlegende Fokussierung in folgenden Fragen: „In welchem Medium lässt sich Sinn fassen, wie entsteht Sinn, wer ist der Träger von Sinn und was wird durch eine Auslegung des Sinns zum Ausdruck gebracht?“ (Bermes 1998: 30). (vgl. Bermes 1998: 28ff.) Neben der expliziten Zielformulierung im Titel eine Phänomenologie der Wahrnehmung zu gründen, birgt das Werk implizit die Absicht neue Konzeptionen des Menschen, des Daseins und der Welt zu entwerfen. Ein bemerkenswertes Novum liegt im Fokus auf den Leib, der „ein natürliches Ich und selbst das Subjekt der Wahrnehmung ist“ (PhdW 243). Es geht jedoch um mehr als um den Leib, der die wesentliche Verbindung zu dem ursprünglichen Sein darstellt und dabei eine Grundlage für komplexe Verhaltensformen und Bedeutungen stellt. Merleau-Ponty unternimmt den Versuch auf Basis der Untersuchung von Wahrnehmungserlebnissen ein neues 'cogito' festzumachen. Tilliette und Métraux erkennen hinter Merleau-Pontys Determinierung des leiblichen Vermögens und des Leibes „latenten Wissens“ eine Philosophie der grundlegenden Erfahrung. (vgl. Tilliette/ Métraux 1981: 183f.)

Zwischen 1945 und 1948 erscheinen rasch hintereinander mehr als zwanzig Artikel, die überwiegend in der Zeitschrift *Les Temps Modernes* und zum Teil wiederum im Sammelband des Jahres 1948 *Sens et Non-Sens* (im Deutschen *Sinn und Nicht-Sinn* 2000) veröffentlicht werden. (vgl. Bermes 1998: 30) Merleau-Ponty widmet sich in diesen Nachkriegsjahren intensiv der Diskussion um Marxismus und Kommunismus. Zehn Jahre später wird er aus politischen und privaten Gründen mit dem Kommunismus brechen. (vgl. Tilliette/ Métraux 1981: 186)

1949 wird Merleau-Ponty zum Professor für Kinderpsychologie und Pädagogik an die Sorbonne berufen. Kern seiner Untersuchungen sind nun weniger philosophische Fragen,

obwohl diese in seinen Vorlesungen im Hintergrund hervor scheinen. Er beschäftigt sich vornehmlich mit dem kindlichem Spracherwerb, dem kindlichen Bewusstsein und der Sozialisation von Kindern (vgl. Merleau-Ponty 1994a). Der Philosoph setzt sich fortan zusehends mit der Zeichentheorie Ferdinand de Saussures auseinander. 1952 wird Merleau-Ponty schließlich Professor für Philosophie am Collège de France. Seine Antrittsvorlesung von 1953 *Éloge de la philosophie* (zu deutsch *Lob der Philosophie* in Merleau-Ponty 1973) wird im selben Jahr eigenständig veröffentlicht. Des Weiteren kündigt er die Werke *La Prose du Monde* und *L'Origine de la Vérité* an, doch bleiben seine Vorhaben unerfüllt. *La Prose du monde* (*Die Prosa der Welt* 1984), die sich mit dem Thema der Sprache und des dichterischen Ausdrucks befasst, erscheint postum im Jahre 1969 und unabgeschlossen. Das zweite angekündigte Werk findet keinen Anfang, stattdessen fließen die dazugehörigen Ideen in *Das Sichtbare und das Unsichtbare* ein, das wiederum nur als Fragment und erst nach seinem Tod erscheint.

Merleau-Ponty schließt ab 1952 bei seiner Arbeit an vorangegangenen Ideen und Werken an, doch setzt er sich reflexiv mit diesen auseinander. Spricht er in früheren Schriften von einer allgemeinen Ambiguität, die – wie wir noch sehen werden – seine philosophischen Auseinandersetzungen maßgeblich bestimmt, so differenziert er in Späteren eine gute und eine schlechte Ambiguität (vgl. Merleau-Ponty 1973: 11; 16). (vgl. Bermes 1998: 33ff.)

Die unabgeschlossenen oder gar nicht begonnenen Werke sowie die geübte Selbstkritik an diversen Punkten der eigenen Philosophie wird oftmals als Krise Merleau-Pontys gedeutet (vgl. Bermes 1998: 35). Die persönliche und philosophische Malaise resultiert unter anderem aus einer prinzipiell positiven Einstellung zum Kommunismus, welche mit dem 1950 beginnenden Koreakrieg, wie angedeutet, ein jähes Ende nimmt. In *Die Abenteuer der Dialektik* (1968) rechnet Merleau-Ponty mit der eigenen politischen Haltung ab. Geschichte sieht er nunmehr als Beseitigung von Unsinn und nicht als Etablierung von Sinn. In der Folge konzipiert er auch Wahrheit als etwas, das wird und nicht als etwas, das ist.

Die frühen 1950er sind für Merleau-Ponty von Verlusten gezeichnet, sei es der Bruch mit Sartre und de Beauvoir, sei es der Tod der Mutter, welche allesamt eine Intensivierung der Krise bewirken und eine reduzierte Publikationstätigkeit nach sich ziehen. Von 1949 bis 1959 entstehen nur noch kleinere Arbeiten, die der Philosoph in *Signes* (1960c) zusammenfasst. 1961 erscheint sein letzter großer Aufsatz *L'Œil et l'Esprit* (1961) (zu deutsch *Das Auge und der Geist* 1967), bevor er im gleichen Jahr eines unvermittelten Todes stirbt. (vgl. Bermes 1998: 35ff.)

Zusammenfassend macht Bermes drei einheitliche thematische Ströme in der Philosophie

Merleau-Pontys aus (vgl. dazu auch etwa Faust 2007). Bis zur *Phänomenologie der Wahrnehmung* (1945) gilt seine Aufmerksamkeit der leiblichen Verwobenheit des Bewusstseins in der Welt, wobei besonders die Ambiguitäten von Sprache, Welt und Bewusstsein thematisiert werden. Eine weitere Periode zeichnet sich, laut Bermes, von 1945 bis 1959 ab, in welcher der Philosoph seine Ansätze an verschiedenen anderen Theorien ausprobiert, Teile anderer Theorien, wie etwa die Zeichentheorie de Saussures, übernimmt, adaptiert und weiterentwickelt. Dazu gehört die Ausdifferenzierung einer guten und schlechten Ambiguität oder die Analyse des Ausdrucks in Literatur, Sprache oder Kunst. Eine dritte spezielle Fokussierung lässt sich an der Fundierung der bisherigen Konzepte in einer neuen Ontologie festmachen. (vgl. Bermes 1998: 38)

1.2. DER LEIB-BEGRIFF NACH MERLEAU-PONTY

*„Die menschliche Gesellschaft ist nicht eine Gemeinschaft vernünftiger Geister [...]“
(PhdW 80)*

Merleau-Ponty hat bei den grundlegenden Auseinandersetzungen Edmund Husserls mit der Leib-Thematik angeknüpft und den Leib zum zentralen Punkt seiner Wahrnehmungstheorie gemacht. Einige AutorInnen (vgl. etwa Hammer 1974, Stoller 1995, Reynolds 2005) sehen im Umfang und im Inhalt Merleau-Pontys Ausführungen die Sternstunde der phänomenologischen Leiblehre, da der Leib nicht mehr wie bei Husserl ein „Instrument des geistigen Subjekts“ (Hammer 1974: 105 zit. nach Stoller 1995: 51) ist, sondern Verwirklichung der Existenz. (vgl. Stoller 1995: 50f.) Durch unsere Leiblichkeit ist uns eine objektive Existenz als Körper und eine subjektive als inkarniertes Bewusstsein zugleich und in einem gegeben.

Meyer-Drawe weist darauf hin, dass das deutsche Wort 'Leib' gleichermaßen geeignet und ungeeignet ist, die leibliche Verfasstheit unserer Existenz zu beschreiben. Zum einen löst der Ausdruck Assoziationen mit einem Leib-Seele-Dualismus aus, der bereits in der Antike eine pejorative Verfestigung durch die Definition des Leibes als 'Grab der Seele' erfuhr. In der christlichen Tradition wurde der Dualismus dahingehend ausgeweitet, den Leib als Hemmnis auf dem Wege des Geistes zur Erlösung zu betrachten und ihn mit Schuld und Scham zu belasten (vgl. Kleber 2000: 242). Im Zuge der cartesianischen Philosophie hat sich bis heute sowohl in der Wissenschaft, als auch im Alltag die Vorstellung⁶ von zwei Substanzen

⁶ Für eine Vertiefung bietet sich Waldenfels' anschauliche Kontrapostierung der an Descartes anschließenden Denkweise in einer Dichotomie von Geist und Körper mit der Konzeptualisierung von Leiblichkeit bei

gehalten, der *res extensa* als einem mechanistischen Gesetzen unterworfenem physischem Außen und der *res cogitans* als einen subjektiven-inneren Bereich des Kognitiven (vgl. Giuliani-Tagmann 1983: 64). (vgl. Meyer-Drawe 2001: 144ff.) Der Begriff des Leibes - und dies lässt ihn als ungeeignet erscheinen - ruft also eine Dichotomie zwischen einem vermeintlich getrennten Körper und Geist wach, während er zum anderen die Bedeutung des vorwiegend verwendeten Wortes 'Körper' unterläuft. Wird vom Körper gesprochen, so wird, häufig in der Sprache der Biologie, ein rein empirisches Faktum bezeichnet. Wie sich zeigen wird, vermag der Leib-Begriff besonders in der Merleau-Ponty'schen Konzeptionierung diese Auffassungen zu unterminieren.

Das Französische, in welchem der Philosoph seine Werke verfasst hat, unterscheidet freilich nicht zwischen 'Leib' und 'Körper', sondern kennt dafür ein einziges Wort 'corps'. Merleau-Ponty verwendet daher die Ausdrücke 'corps phénoménal' (phänomenaler Körper), 'corps propre' (eigener Körper), 'corps vivant' (lebendiger Körper) oder 'corps fonctionnel' (funktioneller Körper) für den eigenen, menschlichen Körper oder Leib in Abgrenzung von einem fremden Objekt-Körper. Mit 'corps objectif' oder 'corps physical' wird das, was weithin als objekthafter und physikalischer Körper verstanden wird, benannt. Spricht der Philosoph von Leib, so meint er den menschlichen empfindenden Organismus, den lebendigen und handelnden Leib-Körper mit seinem Vermögen zu fühlen und sich zu bewegen. Von dem Ding-Körper, wie er der Wissenschaft Objekt ist, unterscheidet sich der Leib durch einige wesentliche Merkmale, welche die Philosophin Stoller in fünf Punkten zusammenfasst. Erstens, ist uns der eigene Körper (Leib) stets präsent, sei es durch seine Materialität, sei es durch seine Motorik oder seine physiologische Aktivität. Den Leib zeichnet aus, dass er immer gegenwärtig ist, selbst wenn wir uns seiner nicht bewusst sind. Er ist beispielsweise auch im Schlaf präsent, obwohl wir dann kein Bewusstsein von ihm haben. Es ist weder möglich sich vom eigenen Körper zu trennen, noch sich losgelöst vom eigenen Leib zu denken. Zweitens, ist der Leib – und dies ist bei Merleau-Ponty essentiell – der unvermeidliche und ursprüngliche Ausgangspunkt jeder Äußerung, jeder Wahrnehmung und jeder Handlung. Der Leib ist unumgänglicher Bestandteil der Wahrnehmung. Drittens, kann der Leib kurioserweise jedoch nie vollständig wahrnehmend erfasst werden. Er lässt sich durch eine Unbeobachtbarkeit charakterisieren. Dahingegen zeichnet er sich, viertens, durch spezielle Empfindungsfähigkeiten aus. Zum einen ist er zu einer 'doppelten Empfindung' (PhdW 118 zit. nach Stoller 1995: 54) imstande, welche impliziert, dass der Leib berühren und berührt werden kann. Berührt er sich gar selbst, so ist er Berührender und Berührter

Merleau-Ponty an (vgl. Waldenfels 1980: 29-36).

zugleich, in dem Sinne, dass der berührende Körperteil selbst die Berührung empfindet. Zum anderen ist der Leib durch die 'kinästhetische Empfindung' (PhdW 119 zit. nach Stoller 1995: 54) gekennzeichnet, welche die sinnliche Wahrnehmung des Leibes in der Bewegung meint. In einer fünften wesentlichen Bestimmung lässt sich der Leib als das Mittel determinieren, eine Welt zu haben. Er ist die Prämisse dafür, überhaupt zu erfahren und eine Beziehung zu Anderen herzustellen ohne selbst in den Mittelpunkt zu rücken. (vgl. Stoller 1995: 52ff.)

Der Merleau-Pontys Denkart weitgehend folgende Philosoph Waldenfels betont, dass Leiblichkeit und Körperlichkeit in einer unauflösbaren Synthesis zu unterscheiden sind. Denn ist der Leib als Ding-Körper eine Komponente der Welt, welche uns aber erst in leiblicher Vermittlung gegeben ist, so bedarf es dafür eines fungierenden Leibes. Dieser fungierende, phänomenale Leib begegnet der Welt und stellt die Bindung an die Welt dar. Merleau-Ponty beschreibt diesen Umstand folgendermaßen: „Indem ich meine Hand am Knie führe, erfahre ich in jedem Moment der Bewegung die Realisierung einer Intention, die nicht auf mein Knie als Idee oder auch als Gegenstand abzielt, sondern als gegenwärtigen und wirklichen Teil meines lebendigen Leibes, und d.h. letztlich als Durchgangspunkt meiner beständigen Bewegung auf die Welt zu“ (PhdW 174f.). Der Leib kann folglich nicht wie ein beliebiges Objekt in der Welt auftreten, sondern ist ein Medium zur Welt, hat *als* Medium eine Materialität und in seinem Welt-Bezug sein unmittelbares Dasein. Anders ausgedrückt, durch den Leib als Mittel vermag das Ich seine Welt als 'Gehabte' selbst zu 'haben', wodurch sich seine Fixierung in der Welt ergibt und es in der Lage ist das 'Gehabte' zu erfahren. Somit realisiert das Ich sich als gegeben. (vgl. Waldenfels 1980: 37ff.)

Demgemäß ist „der Leib [...] unsere Verankerung in der Welt“ (PhdW 174) und „unser Mittel überhaupt, eine Welt zu haben“ (PhdW 176). Er ist das Subjekt der Wahrnehmung, jedoch nur im Sinne eines Vor-Ichs, eines natürlichen Ichs, das vorbewusst Sinnstrukturen gestaltet. Der Philosoph Asiáin identifiziert die mediale Instanz des eigenen Leibes als dafür ausschlaggebend, dass das Ich sich zu sich selbst in Bezug gesetzt erfährt, als stets vorgegebenes (vgl. Asiáin 2006: 165), sprich als „Ausdruck eines konkreten Ich[s]“ (PhdW 79): „Der Leib ist im konkreten [natürlichen; Anmerkg. L.H.] Ich integriert als eine präpersonale, anonyme, generelle, natürlich und kulturell erworbene Existenz, als das, was das Ich, im Verein mit den Andern, immer schon ist und aus sich gemacht hat in der persönlichen Existenz als einer 'incarnation perpétuelle' (Merleau-Ponty 1945: 194) beziehungsweise 'unaufhörliche Verleiblichung' (PhdW 199); er steht für die erste und die zweite Natur, ist 'natürlicher' und 'kultureller Leib' in eins (SdV 244)“ (Waldenfels 1980: 42). Wenn der Leib aber doch auch 'natürlich' ist, ein Körper-Ding sozusagen, so lässt sich unsere

leibliche Existenz aus einem weiteren Grund nicht einfach von einer Körperlichkeit loslösen: der Leib ist nicht nur das Mittel zur Welt, er ist auch faktisch da in Form eines 'habituellen Gewordenseins' (Waldenfels 1980: 50). Die habituellen Aspekte unserer leiblich wahrnehmenden Existenz seien in diesem Punkt jedoch nur kurz erwähnt und finden im nachfolgenden Kapitel eine ausführliche Diskussion.

An dieser Stelle sind wir bei der fundamentalen Denkfigur Merleau-Pontys angekommen, die Waldenfels so treffend das 'Gesetz der Zweideutigkeit' (Waldenfels 1980: 45) nennt. Für den Leib bedeutet das Prinzip der Ambiguität, dass dieser in einer Doppelheit existiert, welche der Philosoph und Anthropologe Plessner (1961) als 'exzentrische Position' beschrieben hat: Weder *ist* der Mensch lediglich Leib, noch *hat* er nur seinen Körper. Wir zeichnen uns durch ein gleichzeitiges 'Leibsein' und 'Körperhaben' aus, das den Leib nur in einem Weder-Noch von Geist und Natur, Seele und Körper, Innen und Außen fassbar macht. (vgl. Waldenfels 2000a: 254) Das Prinzip der Ambiguität gilt jedoch nicht in dem Sinne, dass der Leib von zwei verschiedenen Blickwinkeln zu betrachten sei, sondern als 'ontologische Zweideutigkeit' (Waldenfels 1980: 46). Waldenfels zufolge eröffnet die Zweideutigkeit des Leibes zwei Spannungsfelder, die er zum einen zwischen Leib und Körperlichkeit, was bereits besprochen wurde, und zum anderen zwischen Leib und Geistigkeit bestehen sieht. In Zweiterem erweist sich der Leib stets mehr als ein sogenanntes natürliches Ich, das Sinn entwirft. Denn als Person kann ich nicht schlichtweg in meiner Leiblichkeit aufgehen, sondern ich komme nicht umhin den Leib zu übernehmen, der ich als natürliches Ich bereits bin. So vollziehe ich das Sehen zwar vermittelt durch meine Augen, jedoch sind es nicht sie, die sehen, sondern mein Ich. „Das wahrgenommene Rot ist bereits Gestalt, sofern es sagbar ist, die Rundung ist bereits Form, sofern sie verwendbar oder idealisierbar ist“ (1980: 50), erklärt Waldenfels weiter. Für ihn bleibt ein Dualismus partiell erhalten, jedoch nur hinsichtlich besagter, innerhalb der leiblichen Existenz bestehenden Spannungen, sofern der Leib in der Welt verankert, für das persönliche Ich offen und nicht mehr und nicht weniger als „ein vorläufiger Entwurf meines Seins im ganzen“ (PhdW 234) ist. (vgl. Waldenfels 1980: 49ff.)

Das Prinzip der Ambiguität findet sich insbesondere in der *Phänomenologie der Wahrnehmung*, wo sie noch vornehmlich positive Eigenschaften aufweist⁷. Sie ist über den

7 Wie im vorhergehenden Kapitel erwähnt, differenzierte Merleau-Ponty im Laufe seiner philosophischen Erörterungen eine gute und eine schlechte Ambiguität. Gute Ambiguität liegt vor, wenn es gelingt diese als solche philosophisch zu deuten. Dies geschieht in der *Phänomenologie der Wahrnehmung*, in der sich die Doppeldeutigkeit, wie besprochen, als ein essentielles Wesensmerkmal des Daseins erweist. Schlechte Ambiguität – und dabei scheute der Philosoph weder Reflexion, noch Selbstkritik – sieht er in der Hinnahme ambiger Verhältnisse, ohne diese zu thematisieren, wie er es später bei sich selbst monierte. (vgl. Stoller 1995: 53) Diesbezüglich sei verwiesen auf Merleau-Pontys *Schrift für die Kandidatur am Collège de France* in *Vorlesungen I* (1973: 11) und *Lob der Philosophie* im gleichen Werk (1973: 16).

Leib hinaus sowohl der Zeit, als auch der Welt inhärent und bedingt das Ausbleiben einer eindeutigen und endgültigen Bedeutung. Tilliette und Métraux bemerken, dass jedes Denken, jede Handlung, jede Entscheidung und jedes Wort folglich von einem Hof der Undurchsichtigkeit umgeben ist, da wir zwar leiblich sind, aber nicht mit uns selbst koinzidieren. (vgl. Tilliette/ Métraux 1981: 212)

Wird der Leib thematisiert, so ist es auch unabdinglich die Sinne und Sinnesorgane anzusprechen. Die fünf Sinne Hören, Sehen, Riechen, Schmecken und Tasten ermöglichen uns einen Zugang zur Welt. Sie stellen als die Sinnesorgane Ohr, Auge, Nase, Zunge und Haut sowohl die materielle Basis für eine wahrnehmbare Welt, als auch die Bedingung für eine Wahrnehmungswelt überhaupt. Dabei sind die Sinnesorgane weder Instrumente, die der Vermittlung von Reizen an einen waltenden Intellekt dienen, noch lediglich passive Rezeptoren äußerer Reize. Merleau-Ponty opponiert diese mechanistische Auffassung der Wahrnehmung mittels passiv-instrumenteller Sinne. Er betrachtet die Sinne als 'puissance' (Merleau-Ponty 1945: 322f.), sprich als ein 'Vermögen' (PhdW 324f.), das nicht lediglich die Fähigkeit der Sinne zur Wahrnehmung kraft der Sinnesorgane bezeichnet, sondern in jedem Moment des Sehens, Hörens, Schmeckens et cetera schon Wahrnehmen ist. Das Ohr, beispielsweise, hört immer, sodass sich die Wahrnehmung nicht auf ein einmaliges oder abgeschlossenes Ereignis begrenzen lässt. Somit besteht das Vermögen der Sinne Merleau-Ponty zufolge darin, beständig aktiv zu sein, wodurch die Sinnesorgane nicht mit Instrumenten, die verwendet und wieder weggelegt werden können, vergleichbar sind. Die permanente Aktivität der Sinne impliziert darüber hinaus ein Erfassen der Wahrnehmungsgegenstände, das (vorwiegend) weder bewusst noch in wachem Zustand realisiert wird. Der Philosoph führt dazu aus, „Ich kann die Augen schließen, mir die Ohren verstopfen – doch kann ich nicht aufhören, zu sehen, sei es auch nur das Schwarz meiner Augen, zu hören, sei es auch nur die Stille ...“ (PhdW 450). (vgl. Stoller 1995: 93-97) Nach den bisherigen Ausführungen wäre es jedoch naiv zu behaupten, unsere Augen sehen oder unsere Hände fühlen. Wäre dies tatsächlich der Fall, so wäre von keiner intentionalen Wahrnehmung auszugehen, die sich stets auf ein konkretes Wahrnehmungsobjekt oder -umfeld bezieht und es als etwas wahrnimmt. Vielmehr setzt Merleau-Ponty die Sinnesorgane und den Leib gleich: „Ich nehme wahr mit meinem Leib, mit meinen Sinnen ...“ (PhdW 278). Diese Parität erklärt sich daraus, dass „der menschliche Wahrnehmungsorganismus in der Wahrnehmung nicht als objektiver Körper für ein abstraktes Wahrnehmungssubjekt fungiert, sondern als Leib die Wahrnehmung ohne den Umweg über eine intellektuelle Leistung gehen zu müssen, vollzieht“ (Stoller 1995: 101). Die Sinnesfunktionen alleine können folglich nicht

einem Wahrnehmungssubjekt dienen, ebenso wenig wie der sogenannte Sehapparat das Sehen begründen kann. Nur in Form eines im handelnden Leib integrierten perzeptiven Systems sind die Sinnesorgane bedeutsam und konstitutiv für den Leib. (vgl. Stoller 1995: 100f.) Weiter bedeutet dies, dass die Sinne nicht voneinander gesondert bestehen, sondern dass sie miteinander kommunizieren. Befinden wir uns wahrnehmend in einem Raum, sind alle unsere Sinne gleichzeitig angesprochen: ohne dass wir uns dessen bewusst sind hören, sehen, spüren, riechen und schmecken wir. Das Resultat des Zusammenspiels zweier oder mehrerer Sinne bezeichnet Merleau-Ponty die Wahrnehmungsempfindung, wie es etwa die synästhetische Wahrnehmung ist, welche dem Philosophen zufolge eine Regel des Wahrnehmungsalltags darstellt (vgl. PhdW 268). Mit dieser Art der Wahrnehmung ist das Wahrnehmen von etwas mit einer gleichzeitig einhergehenden Vorstellung aus einem anderen Sinnesfeld bezeichnet (vgl. Fröhlich 1987: 331 zit. nach Stoller 1995: 98). Das wohl bekannteste Beispiel dafür dürfte aus der Farbenpsychologie stammen, die der Wahrnehmung von gewissen Farben eine bestimmte Empfindung wie Wohlbehagen oder Erregung nachweist. (vgl. Stoller 1995: 98f.) Als weiteres Beispiel kann Vladimir Nabokovs *Audition colorée* dienen, wie er sie in *Wiedersehen mit einer Autobiografie* beschreibt. Das Hören von Sprache ruft bei ihm zugleich Farbempfindungen hervor, sodass er beispielsweise das ihn an poliertes Ebenholz erinnernde französische a und das für ihn vulkanisiertem Kautschuk gleichende französische g zu schwarzen Buchstaben rechnet, während das hafermehlige n oder das nudelweiche l des Französischen in seiner Wahrnehmung zu den weißen Lauten gehört. (vgl. Nabokov 2008: 176) Für Merleau-Ponty gehört die Wahrnehmung spezifischer Qualitäten beim Sehen ebenso zur synästhetischen Wahrnehmung. So sehen wir die Härte des Hobels, die Weichheit der Späne oder erkennen an der Form der Falte eines Leinen- oder Baumwolltuchs die Geschmeidigkeit oder Sprödigkeit der Faser und die Kühle oder Wärme des Stoffes. (vgl. PhdW 268)

In einem nie abgeschlossenen Prozess wird für Merleau-Ponty folglich die Einheit der Sinne in einem Erkenntnisorganismus, sprich dem Leib integriert. Die Sinnesorgane, wie sich daraus schließen lässt, sind also selbst verleiblicht. Als Konstituenten eines empfindenden, aktiven Leibes gehören sie zum leiblichen Wahrnehmungsvollzug. Die Wahrnehmung wird nach Merleau-Ponty nicht primär vermöge des Leibes vollzogen, sondern mittels eines 'synergetischen Systems' (Stoller 1995: 102) von Sinnen. (vgl. Stoller 1995: 100ff.) Der Philosoph sucht eine 'dritte Dimension' (Merleau-Ponty 2007: 238) zu öffnen, in der wir sinnhaft mit Anderen sowie mit der naturhaften und kulturellen Welt zusammenleben, da uns

die Welt als ein leibliches Zur-Welt-sein immer schon erschlossen ist. Die dritte Dimension⁸ bezeichnet folglich ein inkarniertes Bewusstsein und einen inkarnierten Sinn. (vgl. Meyer-Drawe 2001: 142)

1.3. LEIBLICHE WAHRNEHMUNG NACH MERLEAU-PONTY

*„Wahrnehmen ist eine Tätigkeit,
nicht ein schicksalhaftere Ereignis [...]“
(Taylor 1986: 204)*

Mit diesen Ausführungen zum Leib sind wir unweigerlich in der Wahrnehmungstheorie angelangt, die so zentral in Merleau-Pontys Schaffen steht. Der Philosoph konzipiert die Wahrnehmung weitgehend als Wahrnehmungserfahrung, das bedeutet, er setzt die Wahrnehmung mit der Erfahrung gleich. Stoller spricht in diesem Zusammenhang von der Wahrnehmung als ein Paradigma eines umfassenden Erfahrungsbegriffes (vgl. Stoller 1995: 42). Die Erfahrung meint in der Phänomenologie vornehmlich eine Vollzugshandlung und die „direkte Gegenwärtigung des Gegenstandes in einem unmittelbaren Erfahrungsakt, der mehr darbietet als gerade das, was wir sehen, wahrnehmen oder erfahren“ (Stoller 1995: 43). Dergestalt liefert die Erfahrung auch den Rahmen, in dem das originär Gegebene zu beschreiben ist, das uns in leibhafter Wirklichkeit nie ausschließlich vorliegt, sondern stets als das übersteigend, was sich uns in leiblicher Wirklichkeit zeigt. Der Erfahrung ist folglich Sinn inhärent. Stoller schließt, dass Merleau-Ponty die Erfahrung daher als „erlebte“, „lebendige“ (PhdW 80 zit. nach Stoller 1995: 44), „primordiale“ (PhdW 282 zit. nach Stoller 1995: 44), „unmittelbare Erfahrung“ (PhdW 77 zit. nach Stoller 1995: 44) versteht. Denn „die Welt ist nicht, was ich denke, sondern das, was ich lebe, ich bin offen zur Welt, unzweifelhaft kommuniziere ich mit ihr, doch sie ist nicht mein Besitz, sie ist unausschöpfbar“ (PhdW 14). Die Wahrnehmungserfahrung wird er-lebt, ferner stellt die Wahrnehmung einen vitalen Bezug zur Welt dar. Umgekehrt heißt das, dass die Welt im Sinne eines Zur-Welt-seins oder 'être au monde' (Merleau-Ponty 1945: VII und weiter) wahrnehmend erfahren wird. Das Subjekt ist niemals losgelöst von seinem Weltbezug zu denken. (vgl. Stoller 1995: 42-46) Mit dem Zur-Welt-sein bezeichnet Merleau-Ponty eine Beziehung des Menschen zur Welt, die

⁸ Die Auseinandersetzung Merleau-Pontys mit der dritten Dimension hat über die verschiedenen Schaffensperioden hinaus eine Entwicklung erfahren. Folglich lassen sich unterschiedliche Bestimmungen der dritten Dimension finden, welche in einem Frühstadium von einer bloßen Schwächung des Bewusstseinsstandpunktes bis zu einem Bereich des "Inter" oder des Chiasmas als Durchkreuzung des Sichtbaren und des Unsichtbaren in der Spätphase reicht. Dazu ist die Lektüre Meyer-Drawes (2001), insbesondere ab S. 139, und Waldenfels (1981) empfohlen.

unumgänglich und stets leiblich realisiert wird. Es ist ein Bereich zwischen bloßer Objektivität und reiner Subjektivität, zwischen Psychischem und Physiologischem. Das Zur-Welt-sein nennt der Philosoph auch Existenz, an der (beziehungsweise deren Strukturen oder Gestalten, worauf weiter unten noch Bezug genommen wird) sich der fungierende Leib ausrichtet und die er sich einverleibt. Aus der leiblichen Perspektive lässt sich sagen, der Leib realisiert die Existenz und ist diese Existenz selbst. Die Existenz inkarniert sich im Leib, sodass von keiner Differenzierung in ein Innen und Außen gesprochen werden kann. (vgl. Bermes 1998: 78f.) An dieser Stelle wird wiederum die Ambiguität in der Merleau-Ponty'schen Argumentation deutlich. Wie Bermes hinweist, hat der Leib insofern eine eigene Welt inne, als die zur Welt gerichtete Wahrnehmung dem Leib entspricht. Zugleich erschafft der Leib jedoch die Welt nicht, sondern Letztere ist ihm vorgängig. „Die Welt behält ihre Distanz, und zugleich ist die Welt nur eine Welt kraft der Wahrnehmung und mittels des Leibes“ (Bermes 1998: 89). (vgl. Bermes 1998: 88f.) Der Leib und die Existenz bedürfen und erfordern einander: „Weder der Leib noch auch die Existenz können als das Original des Menschseins gelten, da sie einander wechselseitig voraussetzen, der Leib geronnene oder verallgemeinerte Existenz, die Existenz unaufhörliche Verleiblichung ist“ (PhdW 199). (vgl. Bermes 1998: 78f.)

1.3.1. INTENTIONALITÄT & GESTALTORIENTIERUNG DER WAHRNEHMUNG

Sind wir in Merleau-Pontys Auffassung mit unserem Leib wahrnehmend zur Welt gerichtet, so wenden wir uns hin-sehend, hin-hörend, nach-etwas-greifend Wahrnehmbarem zu. Das heißt, die Wahrnehmung ist stets auf etwas gerichtet, sie ist Wahrnehmung von etwas als etwas und somit intentional. Die wahrnehmende Bezugnahme auf etwas beinhaltet daher bereits eine Deutung, genauer gesagt, „jede Erfahrung ist ein Deutungsprozess, in welchem wir auf etwas ausgerichtet sind, etwas in einem bestimmten Sinne auffassen, ihm einen Sinn verleihen und es deuten“ (Giuliani-Tagmann 1983: 69). Merleau-Ponty betont, dass es sich bei der Intentionalität nicht lediglich um eine Aktintentionalität handelt: soll das Bewusstsein Bewusstsein von etwas sein, so muss es in einer Welt eingebettet und auf sie hin gerichtet sein. Jedoch sind wir vor allem im praktischen Bezug zur Umwelt, im Umsehen, Angreifen, Flüchten vor Lärm oder im Genießen des Essens, sprich durch wahrnehmendes Verhalten auf eine Welt hin gerichtet. Merleau-Ponty spricht daher von einer 'fungierenden Intentionalität' (PhdW 15), wobei sich das Wahrnehmungssubjekt auf das Wahrnehmungsumfeld bezieht.

Wesentlich ist dabei, dass der Merleau-Ponty'sche Intentionalitätsbegriff die bloße Aktintentionalität insofern übersteigt, als dass dieser nicht allein das Bewusstsein betrifft, sondern sich auf die Welt als Sphäre allen Denkens und jeglicher Wahrnehmung erstreckt. In der Intentionalität, wie sie der Philosoph konzeptioniert, drückt sich die grundlegende Verbundenheit des Subjekts mit der Welt aus. Da die sinnliche Wahrnehmung nicht als eine unter einer Vielzahl von Bewusstseinerlebnissen dauert, wird sie in weiterer Folge zu einer grundlegenden Bestimmung des Menschen. (vgl. Stoller 1995: 48ff.) Schließlich wird der leiblich-sinnliche Weltbezug angesichts der Intentionalität zu einem grundlegenden Handlungs- und Rationalitätsmoment. Anhand der Erfahrung des Leibes bekundet sich die Verknüpfung des leiblichen Wahrnehmungsvermögens mit dem leiblichen Handlungsvermögen, die von Anfang an sinnstiftend ist. (vgl. Mörth 1997: 80f.) Unsere Existenz äußert sich daher in einer fungierenden Intentionalität, welche immer schon sowohl in der Wahrnehmung als auch in allem motorischen, affektiven, sprachlichen und sozialen Verhalten tätig ist (vgl. Waldenfels 1992: 60).

Merleau-Ponty betrachtet im Anschluss an die Psychopathologie und die Gestalttherapie sowohl die Ding- wie auch die Bewusstseinswelt als strukturell beschaffen. Wir sind in unserem Umfeld mit Gestalten konfrontiert und können die Wirklichkeit nur gestalthaft wahrnehmen. Begegnen wir in unserer Umwelt daher Dingen, so unterliegen diese vorerst einer Gestaltung beziehungsweise einer Bestimmung. Sie zeichnen sich weder durch Eindeutigkeit in sich noch durch eine endgültige Existenz aus, vielmehr bedürfen sie sozusagen einer Definition. (vgl. Waldenfels 2000a: 63) Diese schöpferische Leistung, welche als die Bildung einer Gestalt beschrieben werden kann, beruht auf einer Differenzierung. Wenn wir etwas hören, so tritt es hervor, während anderes, das wir auch hören könnten, in den Hintergrund tritt. Umgekehrt wird etwas zum Hintergrund, das wir unbestimmt oder monoton wahrnehmen, wie etwa Straßenlärm, den wir solange wahrnehmen, bis wir nichts mehr hören. Waldenfels spricht von diesem Hintergrund als ein Feld oder ein Horizont, den wir jeweils miterfahren. (vgl. Waldenfels 2000a: 67f.)

Das Wahrnehmen ist demgemäß ein Unterscheidungsakt beziehungsweise ein steter „Prozess der Differenzierung und Entdifferenzierung“ (Waldenfels 1981: 122 zit. nach Meyer-Drawe 2001: 140), ein Wandel von Unbestimmtem zu Bestimmtem. Das heißt weiter, dass das menschliche Erkennen sich nicht von einem Empfindungsleben zu einer Verstandeseinsicht entwickelt, sondern sich sowohl das Empfinden als auch das Wahrnehmen gestaltorientiert zu einer von Strukturen und Gestalten geformten Welt vollziehen. Gleiches gilt für die Sinnkonstituierung, welche nicht in einem autonomen Bewusstsein, hingegen in spezifischen

Erfahrungsfeldern stattfindet (vgl. Meyer-Drawe 2001: 139f.). Die Welt, in welcher wir handeln, ist uns sodann *in* der Wahrnehmung gegeben – wir bewegen uns handelnd *im* Raum kulturgeschaffener Sinngebilde. Der Bezug zur Welt richtet sich unmittelbar in der Wahrnehmung ein⁹, wobei sich die Menschen durch das Vermögen auszeichnen „die geschaffenen Strukturen zu übersteigen, um daraus andere zu schaffen“ (SdV 200 zit. nach Faust 2007: 60), sodass sie nicht auf ein begrenztes Milieu festgelegt sind, sondern imstande sind sich auf Neues einzustellen. (vgl. Faust 2007: 59f.) Unsere Welt, wie Merleau-Ponty argumentiert, ist in einem ständigen Entstehen begriffen, wie auch die Wahrnehmung stete Schöpfung ist.

Folgen wir zur Veranschaulichung den Beispielen der Entwicklung des Farbsehens und des Lautsystems in Anschluss an Waldenfels. Die Entwicklung des Farbsehens vollzieht sich weniger willkürlich, als einem gewissen Regelsystem folgend. Zunächst werden Differenzen gelehrt, wie die Unterscheidung zwischen Hell und Dunkel, Farblich und Farblos und schließlich innerhalb der Farben. So kennen wir kalte und warme Farben, Pastelltöne oder Lavurfarben. Das heißt, im Prozess einer Gestaltbildung wird eine Gestalt gegenüber anderen ausgewählt, die sich von einem relativ unbestimmten, gleichförmigen Hintergrund abhebt. Figur und Grund entstehen hierbei gleichzeitig. Im Zuge der Differenzierungen wird des Weiteren eine Organisation des Wahrnehmungsfeldes vollzogen, die eine Reduktion von Beliebigkeit mit sich bringt. Schlussendlich entsteht ein kulturell abhängiges System von Differenzierungen, das eine sinnvolle und relevante Unterscheidung in, beispielsweise, Preußischblau und Tizianrot ermöglicht. Bei Kindern ist der physiologische Apparat für Farbwahrnehmung bereits vorhanden, jedoch ist ein gewisser Unterscheidungsgrad noch nicht erreicht. Ähnliches findet sich auch in der Sprache, wie der Linguist Jakobson in einer Gegenüberstellung des Aufbaus eines phonematischen Lautsystems mit dem Erwerb des Farbsystems verdeutlichen konnte (vgl. Jakobson 1969). Das phonematische Lautsystem bildet sich vermöge der Differenzierung von offenen und geschlossenen Lauten, anschließend durch die Unterscheidung von Labiallauten, gefolgt von Nasallauten und so weiter. Diese Differenzierungen werden *erlernt*, denn vor diesen, auf der sogenannten Lallstufe, sind Kinder phonematische Universaltalente. Der Umstand, dass das Sprachenlernen in einem gewissen Alter erfolgt, ist dabei weniger Folge der physischen Entwicklung als strukturbedingt, denn Kinder lernen Laute, indem sie andere verlernen. Statt einzelne Elemente nacheinander aufzunehmen, werden sich Differenzen angeeignet. (vgl. Waldenfels

9 Dieser Innensicht nimmt sich Merleau-Ponty vornehmlich in der *Phänomenologie der Wahrnehmung* an, während er im vorangehenden Werk, der *Struktur des Verhaltens*, die Welt- und Verhaltensstrukturen von außen her beschreibt (vgl. Faust 2007: 60).

1980: 134f. und Waldenfels 2000a: 64)

Strukturierungsleistungen und Gestaltbildungen sind nun nicht im Schema von Stimulus und Response beziehungsweise einer kausalistischen und konditionalistischen Beziehung aufzufassen. Es handelt sich vielmehr um eine 'Responsivität' (Waldenfels 2000b), ein „offenes Frage-und-Antwort-Spiel“ (Waldenfels 2000b: 310; vgl. auch PhdW 252), in dem uns ein Ding zuallererst anregen und angehen muss um als etwas aufgefasst, verstanden und gedeutet zu werden. Schließlich wird das Ding in offener Gestaltung, deren Maßstäbe sich erst im Prozess erschaffen, gebildet. Die Antwort formuliert so betrachtet die Frage mit, wie die Frage die Antwort definiert. Die Frage ist nicht verhaltensdeterminierender Stimulus – sie ist sozusagen lediglich die Aufforderung zu einem Verhalten. (vgl. Waldenfels 2000b: 309f.)

1.3.2. DAS KÖRPERSHEMA

Mit der Intentionalität und Gestaltorientierung der Wahrnehmung wurde ein erster Grundstock gelegt für die Wahrnehmungstheorie, wie sie Merleau-Ponty formuliert. Weiter impliziert das wahrnehmende Zur-Welt-sein eine Verankerung des Leibes in der Welt, genauer eine gewisse positionale und situative Ausrichtung des Leibes. Ausgehend vom Eigenleib beschreibt Merleau-Ponty daher ein universales Körperschema, auf Basis dessen der Leib als sinnlich-sinnhafter Angelpunkt imstande ist einen Körperraum zu erfassen¹⁰. Wir halten uns in unserem Wahrnehmen daher nicht orientierend an einem universalen Raumschema fest, sondern unser Körperraum dient als ein 'Mittel, durch das' (Good 1998: 65) im Sinne einer Figur-Hintergrund oder Gestalt-Horizont Beziehung eine Perspektive eröffnet wird.

Stoller weist darauf hin, dass der Begriff des Körperschemas bis zu der hier diskutierten Verwendung Merleau-Pontys einige konzeptionelle Modifizierungen erfahren hat (vgl. auch Good 1998: 64). Ursprünglich stammt das Konzept aus der Neuropathologie¹¹, wo es in den Worten de Chadarevians (1990: 105 zit. nach Stoller 1995: 75) die „Summe einer großen Anzahl von kinästhetischen, taktilen und visuellen Informationen über die einzelnen Teile des Körpers und ihre gegenseitige räumliche Beziehung“ benannte. Darüber hinaus wird mit dem Körperschema auch die Räumlichkeit des Leibes bezeichnet (vgl. PhdW 123; Merleau-Ponty 1994a). (vgl. Stoller 1995: 74ff.) Statt von einem Konzept auszugehen, welches das

10 Die Relevanz des Körperschemas für die Wahrnehmungstheorie verdeutlicht sich in Merleau-Pontys Feststellung, dass „die Theorie des Körperschemas [...] *implicite* schon eine Theorie der Wahrnehmung [ist]“ (PhdW 242).

11 In dieser Bedeutung hat der Begriff des Körperschemas unter anderem bei dem Psychiater Paul Schilder seinen Ursprung, auf dessen Werk *Das Körperschema* (1923) sich Merleau-Ponty in der Phänomenologie der Wahrnehmung deutlich bezieht (vgl. PhdW 102, 123, 241). (vgl. Stoller 1995: 75)

Körperschema, wie oben, als eine Summe von Einzelteilen begrift, wird der Leib in der Gestaltpsychologie als Gestalt betrachtet. Doch diese Vorstellung zeichnet sich durch ein wesentliches Defizit aus, das im Ausbleiben der Antwort auf die Frage, wie wir zu der Gestalt gelangen, und folglich in der fehlenden Ergänzung der Positionsräumlichkeit um die Situationsräumlichkeit des Leibes begründet liegt. Die Räumlichkeit des Leibes hebt sich entschieden von der Positionalität eines Dinges im Raum ab, da der Leib über die besondere Fähigkeit verfügt sich an einer Stelle zu befinden (Positionsräumlichkeit) und gleichzeitig sich auf sich selbst rückbeziehend seiner Lage beziehungsweise Perspektive gewahr zu werden (Situationsräumlichkeit). (vgl. Good 1998: 64) Diesem dynamischen Zugang zum Körperschema verschrieben, sieht Merleau-Ponty den/ die WahrnehmendeN eine gewisse Position im Raum einnehmen, von der aus sich seine/ ihre Perspektive auf das Wahrgenommene bestimmt: stehe ich vor dem Haus, so kann ich nur die Front desselben betrachten, während mir das Innere oder die Rückseite unzugänglich bleibt. Mit der Perspektive auf ein Ding ist auch die Distanz zu diesem gemeint, so sehe ich die Front des Hauses bei großer Distanz womöglich nur schemenhaft. Nimmt der Leib eine andere Position ein, so lassen sich wiederum neue Perspektiven wahrnehmen, welche die unternommenen Betrachtungen als perspektivische ausweisen. Das Vermögen des Leibes sich zu bewegen – die 'Motorik' (PhdW 123; 166; 226 und je weiter), wie Merleau-Ponty es nennt – garantiert daher den Wechsel der Perspektiven beziehungsweise den Umstand, dass überhaupt etwas als etwas wahrgenommen werden kann. Das 'hier' der Positionsräumlichkeit wird um ein 'von hier' der Situationsräumlichkeit zu einem umfassenden Körperschema erweitert (vgl. Waldenfels 2000a: 115). Der Leib ist nicht nur raumperspektivisch auf seinen Wahrnehmungsgegenstand ausgerichtet, sondern befindet sich wahrnehmend in einer Situation beziehungsweise zur Welt. Die Position, die wir mit unserem Leib einnehmen, ist uns stets absoluter Orientierungspunkt oder die besagte Verankerung in der Welt. Die Situation ist dabei durch das Zusammenspiel von äußeren Umständen, wie Lichtverhältnissen, dem Zustand des Sehorgans, wie etwaige Einschränkungen oder Verletzungen, oder dem emotionalen Zustand mit faktischen Gegebenheiten konstituiert. Es wird deutlich, dass „ein wahrgenommenes Ding [...] nicht denkbar [ist] ohne einen es Wahrnehmenden [und eine es Wahrnehmende; Anmerkg. LH]“ (PhdW 372), sodass „die Perspektivität [...] das faktische Moment der Wahrnehmung [ist]“ (Stoller 1995: 77). (vgl. Stoller 1995: 76ff.)

Die Ausrichtung des Leibes an der Welt bedeutet weiter, dass wir als in unserem Umfeld handelnde wahrnehmend zur Welt sind. Merleau-Ponty hält fest, „wenn Körperraum und Außenraum zusammen ein praktisches System bilden, in dem jener der Untergrund ist, von

dem ein Gegenstand sich erst abheben kann, oder die Leere, vor der ein Gegenstand erst *erscheinen* kann als Ziel unseres Handelns, dann vollzieht sich offenbar die Räumlichkeit des Leibes im Handeln und wird sie besser verständlich werden auf Grund einer Analyse der Eigenbewegung“ (PhdW 128). Im Anschluss an Merleau-Ponty versucht der Philosoph Taylor qua Situations- und Positionsräumlichkeit argumentativ zu untermauern, dass unsere Wahrnehmungserfahrung so geartet ist, dass sie nur von einem/ einer leiblich Handelnden gemacht werden kann. So kennzeichnen die Orientierungen eines Wahrnehmungsfeldes, wie oben und unten, Letzteres als das eines/ einer leiblich Handelnden. Die Rede ist nun nicht lediglich davon, dass meine Perspektive, das Oben oder das Unten, von meinem Standpunkt ausgeht, sondern dass oben und unten von meiner Bewegung und meinem Handeln im Feld abhängen. Oben und unten sind, genauer gesagt, die orientierenden Richtungen meines Handelns. Durch die Fähigkeit in der Welt zu handeln, nehmen wir sie wahr. Das Wahrnehmungsfeld muss daher auf eine gewisse Art und Weise strukturiert sein, da es das Feld potentieller Handlungen ist. Diese Strukturen sind sodann hinsichtlich meiner Tätigkeiten von Bedeutung. (vgl. Taylor 1986: 196ff.) Bevor wir jedoch überhaupt konkrete Gegenstände erfassen, sind uns in einer ersten unmittelbaren Wahrnehmung soziale Bedeutsamkeiten in Gestalt von leiblichem Ausdruck und Verhalten gegeben (vgl. Melle 1983: 123).

An dieser Stelle bedarf es einer Definition des Verhältnisses zwischen den Begriffen der Struktur und der Bedeutung. Wie weiter oben erwähnt, bedient sich Merleau-Ponty in Rekurs auf die Gestalttheorie der Konzepte von Struktur und Bedeutung. Diese sind einander nicht gegenteilig, vielmehr schlägt sich die Struktur in der Bedeutsamkeit des Verhaltens und Erlebens nieder. Umgekehrt ist die Bedeutung vorerst kein isoliertes Ideal, sondern ist selbst strukturell gegliedert und in ein Bedeutungsfeld integriert. Die Struktur ist als zielgerichtet zu verstehen, während die Bedeutung in jenen Stoff eingelassen ist, welcher sie formt¹². (vgl. Waldenfels 1980: 147) Die Verquickung von Struktur und Bedeutung erweist sich als Wesenszug der Wahrnehmung, wobei die Struktur zu latenter Bedeutung und die Bedeutung zum Abbild der ursprünglichen Welt wird, in der sie steht. Der Sinn hingegen trägt die Struktur und stimmt mit der reinen Bedeutung überein. (vgl. Tilliette/ Métraux 1981: 199)

12 Tilliette und Métraux (vgl. auch Waldenfels 1976: 17) weisen darauf hin, dass Merleau-Ponty sich häufig fließender Begrifflichkeiten bedient und zum Beispiel zwischen Struktur, Bedeutung und Sinn kaum unterscheidet (vgl. Merleau-Ponty 1942: 170-173; 185f.; 190; 198; 213; 223ff.). Gleichwohl finden sich in der Struktur des Verhaltens Stellen (vgl. SdV 133, 170, 172, 228), in denen der Philosoph diese Begriffe mit Präzision differenziert. Während Bedeutung dem logischen Bereich der Begriffe und Ideen als intelligible Faktizität angehört, ist die Struktur eine Verbindung von Idee und Existenz und stellt die grundlegende Wirklichkeit dar. Der Sinn trägt die Struktur und kongruiert mit der reinen Bedeutung. (vgl. Tilliette/ Métraux 1981: 198f.)

Eine Differenzierung in oben und unten ist für mich nur von Bedarf, wenn ich mich nach oben und unten bewegen kann und dies auch tue. Taylor konstatiert daher für die Beziehung zwischen dem/ der leiblich Handelnden und dem Wahrnehmungsfeld einen konstitutiven Zusammenhang, denn meine Existenz als leiblich Handelnde bringt das Feld als ein auf gewisse Weise beschaffenes hervor. Und andersrum: durch meine Verleiblichung wird meine Wahrnehmung auf eine gewisse Weise geformt. Unser Verhalten oder unsere Reflexe entsprechen dem Sinn einer Situation und sind sowohl Manifestation unserer Orientierung im jeweiligen Verhaltensraum, als auch Manifestation der Wirkung einer Umwelt auf uns (vgl. PhdW 104). Wahrnehmen ist daher eine Handlung, in der wir auf einen Gegenstand blicken, unsere Aufmerksamkeit auf eine gewisse seiner Eigenschaften richten, spezifische Bereiche als zentral, andere als peripher beurteilen et cetera. Wahrnehmen ist aber auch vorpersönlich. Und es ist das, was wir nicht tun, da wir es nicht abschalten können. (vgl. Taylor 1986: 200-204) „Der Wahrnehmungsvorgang“, so Faust, „ist ein Prozess, in dem der Mensch *aus* seinem leiblichen Verhalten heraus die Welt sinngebend erschließt“ (Faust 2007: 65).

Diese Erschließung der Welt findet nun nicht mit jeder Wahrnehmungserfahrung erneut statt, sondern wir machen uns „bereits getane Arbeit zunutze“ (PhdW 278) und stützen uns in unserer Wahrnehmung auf „habituelles Wissen von der Welt“ (PhdW 278). Schließlich ist dem Ich ein 'umfassendes Gefüge' (PhdW 377) inhärent, mittels dessen es sich der Welt zuordnet. „Sinne haben, zum Beispiel den Sinn des Sehens, heißt über jenes allgemeine Gefüge verfügen, jene Typik möglicher visueller Bezüge, auf Grund deren wir jede gegebene visuelle Konstellation zu übernehmen befähigt sind. Einen Leib haben“, so Merleau-Ponty weiter, „heißt über ein umfassendes Gefüge verfügen, das die Typik sämtlicher perzeptiver Entfaltungen und sämtlicher intersensorischer Entsprechungen über das wirklich je wahrgenommene Weltstück hinaus umfasst und ausmacht.“ (PhdW 377) Als Folge daraus schließt der Philosoph, dass „ein Ding [...] also in der Wahrnehmung nicht wirklich *gegeben* [ist], sondern von uns innerlich übernommen, rekonstruiert und erlebt, insofern es einer Welt zugehört, deren Grundstrukturen wir in uns selbst tragen und von der es nur eine der möglichen Konkretionen darstellt“ (PhdW 377). Unser Wahrnehmen bedarf somit eines latenten Wissens, das in unbestimmten und unbewussten Wahrnehmungen ruht, aber mittels reflexiver Einstellung ins Bewusstsein geholt werden kann. (vgl. Stoller 1995: 97)

In weiterer Folge differenziert Merleau-Ponty den phänomenalen Leib in einen aktuellen und einen habituellen Leib. Der habituelle Leib hat in sich alle vorgängigen und erworbenen Fähigkeiten des Zur-Welt-seins inkorporiert und stellt dergestalt das Vermögen Gegenstände, denen wir als aktueller Leib soeben gegenüberstehen, zu konkreten werden zu lassen. Als

habituelle ist der Leib mit dem „Vermögen einer Anzahl vertrauter Handlungen“ (PhdW 130) ausgestattet. Der aktuelle Leib entwirft sich vermöge des sedimentierten Wissens, das sich im habituellen Leib als ein kultureller und historischer Speicher abgelagert hat, zur Welt. (vgl. Bermes 1998: 76; 79) Nachvollziehbar wird die funktionelle Unterteilung des Leibes am Beispiel des Phänomens des Phantomglieds, bei dem nach einer Amputation das fehlende Glied immer noch als am Körper befindlich und aktiv erfahren wird. Hier richtet sich der habituelle Leib in gewohnter Weise auf die Welt und indiziert das Vermögen des Phantomglieds sich zur Welt zu verhalten. Der aktuelle Leib hingegen vermag den habitualisierten Weltbezug mittels des fehlenden Glieds nicht mehr herzustellen. (vgl. PhdW 106f.) Merleau-Ponty formuliert seine Gedanken folgendermaßen: „Ich nehme wahr mit meinem Leib, mit meinen Sinnen, wobei mein Leib und meine Sinne nichts anderes sind als eben dieses habituelle Wissen von der Welt, diese implizite oder sedimentierte Wissenschaft [...]. In der Wahrnehmung denken wir nicht den Gegenstand und denken uns nicht als denkend, wir sind vielmehr zum Gegenstand und gehen auf in unserem Leib, der mehr als wir selbst von der Welt und von den Motiven weiß, sie zur Synthese zu bringen¹³.“ (PhdW 278f.) So sind wir in der Lage durch eine Türe zu gehen, ohne vorher die Abstände und Distanzen auszumessen; wir haben den Raum unserer Computertastatur dergestalt verleiblicht, dass wir sie ohne nachzusinnen bedienen können; und wir haben uns mit unserem ganzen Leib in unserer Gitarre eingerichtet beziehungsweise uns in das Instrument hinein verlängert, sodass wir (als Leib) wissen in welchem Rhythmus welche Saite zu zupfen ist.

1.4. INTERKORPOREITÄT & SOZIALITÄT

*„Die Anderen brauche ich nicht erst anderswo zu suchen:
ich finde sie innerhalb meiner Erfahrung,
sie bewohnen die Nischen, die das enthalten,
was mir verborgen, ihnen aber sichtbar ist.“
(Merleau-Ponty 1968: 166)*

Das Körperschema dient Merleau-Ponty als ein Ausgangspunkt für die Intersubjektivität, denn

¹³ Hier lässt sich direkt am Konzept des Habitus und des Hexis anschließen. Bereits Aristoteles hat darauf hingewiesen, dass stets wiederholte Handlungen zur Gewohnheit führen. Diese Bedeutung trägt auch Husserls Begriff der 'Habitualität', welcher für die subjektive Seite des menschlichen Handelns gilt und eine Habitusbildung durch die Wiederholung gleicher Tätigkeiten bezeichnet. (vgl. Waldenfels 2000a: 183) Bourdieu sieht im Habitus eine Reihe an Dispositionen, die Praktiken, Wahrnehmungen und Einstellungen hervorbringen und die sozialen Umstände der Habitus-TrägerInnen widerspiegeln. Der Habitus gibt im Sinne eines 'sens pratique' (Bourdieu 1980) seinen TrägerInnen Anhalt und Orientierung für das alltägliche Leben. Bei dem sens pratique handelt es sich weniger um eine Geistesverfassung, als um einen körperlichen Zustand oder eine Hexis. (vgl. Thompson 1991: 12f.) Mehr zu Habitualisierungen in nachfolgenden Kapiteln.

gleichzeitig mit der Ausdifferenzierung des Körperschemas gestaltet sich die Wahrnehmung des/ der Anderen. Als wahrnehmendes Leibsubjekt, das offen zur Welt ist, bin ich nie völlig transparent – das heißt, in einer ambigen Beziehung existiere ich als natürliches Ich, welches sich in gewisser Weise jedoch stets voraus ist. Ebenso wenig kann mir das personale Sein der/ des Anderen völlig zugänglich sein¹⁴. Jedoch stehen mein phänomenaler Leib und der des/ der Anderen in einer inneren Relation, genauer gesagt formen der/ die Andere und ich im Körperschema als eine „vorlogische Einheit unserer leiblichen Existenz“ (Meyer-Drawe 2001: 181) ein dynamisches System. (vgl. Faust 2007: 67) Merleau-Ponty beschreibt diesen Umstand folgendermaßen: „insofern der [und die; Anmerkg. LH] Andere in der Welt angesiedelt, dort sichtbar ist und meinem Felde zugehört, ist er [und sie; Anmerkg. LH] niemals ein Ich in dem Sinne, in dem ich es für mich selbst bin. Um ihn [und sie; Anmerkg. LH] als wahrhaftiges Ich zu denken, müsste ich mich selbst als sein bloßes Objekt denken, was mir das Wissen, das ich von mir selbst besitze, verbietet. [...] Doch wenn ich reflektierend in mir selbst mit dem Wahrnehmungssubjekt ein sich selbst vorpersonales Subjekt vorfinde, [...] dann ist keineswegs alles, was je in der Welt mir erscheint, ein in eins vor meinem Blicke Ausgebreitetes und kann somit ein Verhalten von Anderen darin erscheinen.“ (PhdW 404) Ich und der/ die Andere befinden uns in einer einzigen Welt, an der wir als Wahrnehmungssubjekte teilhaben. Die Intersubjektivität gestaltet sich somit als 'intercorporité' (Merleau-Ponty 1960b: 261) beziehungsweise als 'Zwischenleiblichkeit' (vgl. etwa Métraux 1976: 145; Waldenfels 1980: 44; Meyer-Drawe 2001: 133, 139, 147, 178, 181ff.; Merleau-Ponty 2007: 246, 252). Eine „Übereinkunft zwischen dem Leib eines [und einer; Anmerkg. LH] Anderen und meinem Leib“ (Faust 2007: 67) kann sich auf Grund dessen, dass beide dieselbe Struktur aufweisen, realisieren. Allein durch das Vermögen der sensorischen Funktionen ist die Kommunikation mit den Anderen möglich. Fällt mein Blick auf den Leib des/ der Anderen, nimmt er und die ihn umgebenden Objekte eine neue Bedeutung an und werden zu dem, was mein leibliches Verhalten sich anschickt mit ihnen zu tun. Mein Leib nimmt den des/ der Anderen wahr und „findet in ihm so etwas wie eine wunderbare Fortsetzung seiner eigenen Intentionen, eine vertraute Weise des Umgangs mit der Welt“ (PhdW 405). Mein Leib und der Leib des/ der Anderen erweisen sich somit als

14 Neben dem erwähnten Prinzip der Ambiguität zeichnet sich Merleau-Pontys Wahrnehmungstheorie durch das Konzept der 'opacité' (Merleau-Ponty 1945: 53; 403) beziehungsweise 'Undurchsichtigkeit' (PhdW 66) aus, welches eine Undurchdringlichkeit als konstitutive Komponente der Welt identifiziert. Hinsichtlich der dritten Dimension, die Merleau-Ponty mittels dieser beiden Konzepte zu etablieren sucht, stellt Meyer-Drawe einen „mythischen Anstrich“ (2001: 149) fest. Dieser ergibt sich durch die fehlenden Möglichkeiten ein solches Tertium unmittelbar auszudrücken und stattdessen auf Metaphern zurückzugreifen. (vgl. Meyer-Drawe 2001: 149)

„zwei Seiten eines einzigen Phänomens“ (PhdW 405). (vgl. PhdW 404f.) Diese Verbundenheit sozusagen ruht auf einem gemeinsamen Grund, den die 'Urdoxa' (PhdW 63) einer intersubjektiven Welt bildet. Ich bin stets situiert in einer intersubjektiven Welt, in der ich mir meines Situiertseins gewahr bin. Meine Verankerung in der Welt bedeutet gleichzeitig ein zur Welt orientiertes Abstand nehmen, sodass ein Rückzug aus der Welt oder gar eine (Existenz-) Verweigerung sich einer Realisierung entziehen. Faust folgert daraus für die Intersubjektivität, dass die Ablehnung von Kommunikation selbst eine Art Kommunikation ist: „Jedes Tun, jedes Sich-Äußern ist ein Verhalten und kann folglich wahrgenommen werden“ (Faust 2007: 68). (vgl. Faust 2007: 68) Der Philosoph fasst die intersubjektive Erfahrung hiernach als zeitlich-dynamische Gestalt auf, da sich aus einer vorindividuellen, vorsoziären Gemeinschaftlichkeit stets gewisse Beziehungsgefüge durch Umstrukturierung oder etwa auch durch Re-Formierung herauskristallisieren. (vgl. Meyer-Drawe 2001: 181ff.) Mit Merleau-Pontys Konzept des leiblichen Egos wird die Tatsache evident, dass Materielles, Ideelles, physische Bedingungen oder gesellschaftliche Normen an der Genese des Ichs beteiligt sind, da die Entwicklung des Ich in der Entstehung von Sozialität begründet liegt. Die Pädagogin und Erziehungswissenschaftlerin Meyer-Drawe findet in unserer Empfindsamkeit gegenüber dem Verhalten Anderer – das von einem Blick bis hin zu offenkundigen Gewaltakten reicht – eine Veranschaulichung der leiblichen Verbundenheit mit Anderen. Ein Blick etwa kann in uns das Gefühl des Ausgeliefertseins wecken, er kann uns verlegen machen, belästigen oder auch ermutigen und bestätigen, kann Angst oder Unsicherheit hervorrufen. Umgekehrt vermag unser Blick die Aufmerksamkeit Anderer auf uns zu lenken. Wir sind der Wahrnehmung Anderer stets ausgeliefert, da wir über eine Unerfassbarkeit hinaus gleichzeitig auch durch eine Erfassbarkeit gekennzeichnet sind. „Insofern ich einen Leib habe“, so stellt Merleau-Ponty beispielhaft im Bezug auf das Erleben von Nacktheit fest, „kann ich unter dem Blick des [und der; Anmerkg. LH] Anderen zum bloßen Gegenstand herabsinken und nicht mehr als Person für ihn [und sie; Anmerkg. LH] zählen, oder aber ich kann im Gegenteil zu seinem [und ihrem; Anmerkg. LH] Herrn werden und ihn [und sie; Anmerkg. LH] meinerseits anblicken [...]“ (PhdW 199). Geschlecht, Alter, Haarfarbe, Herkunft, Größe et cetera determinieren unsere Selbst- und Fremdwahrnehmung, da sie als Symbolisierung unseres Ichs interpretiert werden. (vgl. Meyer-Drawe 2001: 150f.) Denn für Merleau-Ponty ist „die wahrgenommene Welt [...] nicht nur meine Welt, in ihr sehe ich das Verhalten der Anderen sich abzeichnen, das auf eben diese Welt abzielt, sie ist das Korrelat nicht nur meines Bewusstseins, sondern eines jeden Bewusstseins, *das mir je zu begegnen vermag*“ (PhdW 390). Auf diese Weise wird unser Leib und unser leibliches

Verhalten „der erste aller Kulturgegenstände“ (PhdW 405). Damit ist nun unweigerlich ein historisches Gewordensein, ein geschichtlicher Sinn verbunden, der eo ipso auf eine Menge von Personen hindeutet, welche diesen realisieren und tragen. Die Zwischenleiblichkeit und die Historizität komplementieren einander im Sinne einer Voraussetzung für Sozialität. Zu einem sozial-geschichtlichen Ganzen fügen sich die individuellen Bedeutungen doch erst im Handeln, welches sich als sinngelitet und verstehend charakterisiert. Das heißt in weiterer Folge, dass die Sozialität nicht feststeht, sondern einer Sinngenesis unterliegt, deren Struktur stets erst gebildet werden muss. „Das Soziale ist kein konstituierter Gegenstand, sondern eine Institution mit offenem Horizont“, schließt Métraux (1976: 148). (vgl. Métraux 1976: 146ff.) Sowohl hinsichtlich des Verstehens, als auch hinsichtlich des Handelns konstituiert Sprache als ein weiteres geteiltes Kulturobjekt in der Erfahrung des sprachlichen Austausches einen „gemeinsamen Boden“ und „ein gemeinsames Tun“ (PhdW 406). Auf die zentrale Rolle des Sprechens bei Merleau-Ponty werden wir in Kapitel 3 noch näher eingehen. Darüber hinaus übernehmen Gefühle eine wesentliche Funktion für den personalen Entwurf zur Welt hin sowie für die Konstitution der Welt im Ganzen, insofern sie nicht lediglich als vermeintlich innere Zustände einer Einzelperson betrachtet werden, sondern als eine Weise sich auf Dinge in Bezug zu setzen, bei der Andere stets beteiligt sind (vgl. Waldenfels 2000a: 289).

ZUSAMMENFASSEND

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Merleau-Ponty in Ablehnung eines cartesianischen Dualismus von *res extensa* und *res cogitans* eine umfassende Theorie der Leiblichkeit entwirft, welche eine dritte Dimension zu eröffnen sucht. In dieser ist uns die Welt dank unseres leiblichen Zur-Welt-seins schon erschlossen. Der Philosoph präsentiert den Leib als das grundlegende Medium eine Welt zu haben und als den Angelpunkt zur Welt zu sein. Da unser Leib ein lebendiger und fungierender Leib ist, verweist er stets auf eine ursprüngliche Unität des Menschen mit der Welt, in welcher das Verhältnis von Wahrnehmung und Leib zur Bedingung der Erkenntnis von Welt wird. Unser Leib ist ein erkennender, wodurch wir als wahrnehmende Menschen über einen sensiblen Körper verfügen, der an der Wahrnehmung maßgeblich beteiligt ist. Vermöge unserer Sinne zum einen, die stets latent wie auch konkret, sowohl aktuell als auch habituell zur Welt und auf gewisse Phänomene gerichtet sind, sind wir zur synästhetischen Wahrnehmung begabt. Der Körper ist daher weniger objekthafter Container für etwaige Reflexe als vielmehr ein perzeptives System, das sich die Strukturen der Welt einverleibt, diese übersteigen und neue

zu schaffen vermag. Die Wahrnehmung selbst birgt dann die Welt, in der wir als leiblich Wahrnehmende handeln und uns im Raum kulturabhängiger und kulturgeschaffener Sinngebilde bewegen. Zum anderen sind wir auf Grund unseres Körperschemas orientierend an der Welt ausgerichtet und formen als leiblich Handelnde unser Wahrnehmungsfeld. Mittels unseres Körperschemas bilden wir darüber hinaus ein dynamisches System mit unseren Mitmenschen, welches als intercorporéité zu bezeichnen ist. Somit sind wir seit jeher soziale Wesen, die ihre zwischenleibliche Existenz vornehmlich handelnd und sinnerzeugend hervorbringen. Als wesentliches Mittel dazu erweist sich das Sprechen sowie das affektive Empfinden.

2. VON GEFÜHL & EMPFINDEN

*„Im Empfinden habe ich mehr als ein bloßes sinnliches Quale;
im Empfinden habe ich mich,
mich und das Andere,
die Welt.“
(Straus 1956: 254)*

Der Philosoph und Neurologe Straus kündigt an, was auf nachfolgenden Seiten zum Thema steht: das leibliche Empfinden als eine Art zur Welt und zu Anderen zu sein bei gleichzeitigem sinnlich-sinnhaften Bezug auf sich selbst. Im ersten Kapitel wird folglich auf Merleau-Pontys Konzeption der Emotionen oder Gefühle, wie sie hier synonym verwendet werden, eingegangen sowie darauf, in welcher Weise das Empfinden und die Gefühle in Verbindung zu denken sind. In Ergänzung zu Merleau-Pontys Ausführungen erweisen sich die Straus'schen Betrachtungsweisen des Empfindens als fruchtbar. Schließlich wird der Gefühlsbegriffes näher bestimmt, wobei vor allem auf wesentliche Arbeiten der PhilosophInnen Demmerling und Landweer Rekurs genommen wird.

2.1. GEFÜHLE ALS WEISEN DES ZUR-WELT-SEINS

*„Was Empfinden, was Sehen, was Hören ist, glaubten wir zu wissen,
jetzt nennen diese Worte ein Problem.“
(PhdW 29)*

Der Blick auf Gefühle oder Emotionen ist insofern soziologisch vielversprechend, als dass sie in konkreter Weise den Entwurf einer Person zur Welt sowie das Verhältnis zwischen einer

Person und ihren Mitmenschen zu veranschaulichen vermögen. Eine Emotion stellt eine momentane „Veränderung unserer Beziehungen zum Anderen und zur Welt“ (Merleau-Ponty 2000: 72) dar, weshalb sie als ein leiblich-affektives Empfinden oftmals deutlich hervortritt. Darüber hinaus kann das leibliche Empfinden, das uns die Grundlage für unser Dasein ist, mithilfe von Gefühlsphänomenen erfasst werden, insofern Letztere als gesellschaftliche Typen, wie Liebe, Zorn, Scham, für unseren Entwurf zur Welt hin und unser leibliches Empfinden fungieren und dergestalt greifbar werden.

Bevor wir nun genauer auf Gefühle und das Empfinden eingehen, rufen wir uns noch einmal wesentliche Ausgangspunkte in Erinnerung. Wie der zuvor erörterte Begriff der Zwischenleiblichkeit verdeutlicht, beziehen wir uns *gemeinsam* auf Dinge im Besonderen und die Welt im Allgemeinen, da der Bezug zu einer/ einem selbst und der Bezug zu anderen weniger nacheinander als vielmehr synchron aufzufassen ist. Der Selbstbezug findet somit nicht vor dem Fremdbezug statt, sondern in ihm, das heißt wird sind in der Beziehung auf Andere gleichzeitig auf uns bezogen. Das beste Beispiel dafür gibt wohl das 'Sich-empfinden' (vgl. Straus 1956: 52 und weiter), das heißt der Umstand, dass ich empfinde, wie mich Dinge im Zusammenleben mit Anderen freuen oder auch belasten. (vgl. Waldenfels 2000a: 285f.) Darauf werden wir zurückkommen.

Des Weiteren ist die Wahrnehmung Merleau-Ponty zufolge nicht die Summe visueller, taktiler et cetera Gegebenheiten, sondern sie ist eine Konfiguration sinnlicher Elemente. Wir nehmen mit unserem gesamten Sein wahr, erfassen die einzigartige Gestalt eines Gegenstandes, die alle Sinne zugleich anrühren. (vgl. Merleau-Ponty 2000: 67) Das Empfinden kann folglich nicht von einem Denken, das Zeichen nicht von seiner Bedeutung, das Innen nicht von einem Außen unterschieden werden. Bei der Wahrnehmung handelt es sich daher auch nicht um eine verstandesmäßige Zuschreibung einer konkreten Bedeutung zu einem gegebenen sinnlich wahrnehmbaren Zeichen, zumal das Zeichen nicht ohne Bezug zu dem Ding, das es bedeutet, erfasst werden kann. Der betrachtete Gegenstand nimmt vor dem Hintergrund seiner strukturbildenden Umwelt Gestalt an. (vgl. Merleau-Ponty 2000: 69f.) So erweist sich etwa das Königsblau eines Teppichs von anderer Qualität für den/ die BetrachterIn als das Königsblau einer gläsernen Vase; oder das Schwarz des Pullovers scheint, dem künstlichen Licht des Geschäfts erkaufte, im Tageslicht eher als Braun. Demgemäß muss von der Annahme, die erhobene Faust könnte äußeres Indiz für innere Aggression sein, die in Folge gegen eine andere Person ausgeübt wird, Abstand genommen werden. Nach Ansicht von Merleau-Ponty ist sie weniger Zeichen für eine innere Gefühlslage als bereits die Aggression selbst. Infolgedessen vermag auch mittels Introspektion und Empathie wenig über Emotionen

erfahren werden (vgl. auch Zahavi 2001), wie Merleau-Ponty etwas polemisch erläutert: „Wenn ich versuche, Liebe oder Hass durch reine Innenschau zu untersuchen, finde ich nur wenig, was sich beschreiben ließe: ein paar Bangigkeiten, etwas Herzklopfen, alles in allem banale Beschwerden, die mir weder das Wesen der Liebe noch das des Hasses enthüllen. Jede meiner interessanten Beobachtungen kommt dadurch zustande, dass ich mich nicht damit begnügt habe, mit meiner Empfindung übereinzustimmen, und dass es mir gelungen ist, sie als ein Verhalten zu untersuchen, als eine Modifikation meines Verhältnisses zum Anderen und zur Welt [...].“ (Merleau-Ponty 2000: 71) Gefühle wie Hass, Liebe, Zorn, Scham sind somit keine sich auf den Körper niederschlagenden physischen Gegebenheiten oder „inneren Wirklichkeiten“ (Merleau-Ponty 2000: 72), als welche sie nur jener Person zugänglich ist, die sie empfindet. Dagegen handelt es sich um erkennbare Verhaltensstile, welche sich in einer Mimik oder in einer Geste realisieren. (vgl. Merleau-Ponty 2000: 71f.) Mit einem Stil bezeichnet der französische Philosoph eine „gewisse Weise, Situationen zu begegnen“ (PhdW 378), wobei sich in dieser Sinn abzeichnet (vgl. PhdW 213).

Die affektive Welt, so betont Merleau-Ponty, ist jener Bereich unserer Erfahrung, der primär für uns Sinn und Wirklichkeit hat. Die Affektivität erlangt insofern den Status einer „ursprünglichen Bewusstseinsweise“ (PhdW 186), als dass in ihr das Vermögen begründet ist sich zur Welt zu entwerfen. Sie bildet eine Wahrnehmungsstruktur, auf Basis derer Reizen aus der Umwelt Bedeutung zugemessen werden kann. (vgl. PhdW 185ff.) Emotionen betrachtet Merleau-Ponty sodann als Weisen eines personalen Zur-Welt-seins, welche sich ähnlich wie Sprache durch das Vermögen auszeichnen Stimuli und Situationen Gestalt zu geben (vgl. PhdW 223). Wie Merleau-Ponty am Beispiel der erotischen Wahrnehmung schildert, handelt es sich bei Gefühlen um ein Bezug-setzen eines Leibes zu der Welt und damit unweigerlich einhergehend zu einem anderen Leib: der Anblick eines Körpers beispielsweise hat für mich dann sexuelle Bedeutung, wenn er für meinen Leib und mein Vermögen existiert bestehende Reize in eine erotische Situation zu fassen und dieser in sexuellem Verhalten gerecht zu werden. (vgl. PhdW 187f.) Gefühle verdeutlichen schließlich die konkrete Beziehung zwischen dem eigenen und dem Leib des/ der Anderen, zwischen Subjekt und Objekt und dienen als Mittel dafür den Beziehungen zu unserer Umwelt Sinn zu geben. (vgl. Game 1997: 392f.) Im Sinne eigener Welten sind Gefühle das Fundament des Weltbezugs und tragen somit existentielle Bedeutung (vgl. PhdW 435).

Mit Gefühlen, und dies ist essentiell, ist schließlich ein Handeln beschrieben. Eine Emotion währt nicht im Unterbewusstsein bis sich der Anlass für ihre Entfaltung bietet, sondern sie ist „die Bewegung meiner Zuwendung einem anderen Menschen zu, einer Konversion meines

Denkens und meines Verhaltens“ (PhdW 434). (vgl. PhdW 433f.) Mittels meiner Akte, wie das Erheben meiner geballten Faust und dem Zusammenziehen der Augenbrauen bekunde ich meinen Zorn, der sich für meine Mitmenschen kraft meiner Gesten realisiert. Die Anderen sind in der Lage anhand meiner Körperhaltung mein Befinden abzulesen, es lässt sich gar konstatieren, dass ich den Anderen in meinem Verhalten gegeben bin, so wie sie mir in ihrem evident sind. (vgl. Merleau-Ponty 2000: 72f.)

Mit dieser Verortung der Gefühle geht ein Verständnis des Empfindens als „eine Weise des lebendigen Seins“ einher, wie es der Philosoph und Neurologe Straus (1956: 17) ausdrückt. Straus und viele seiner der Phänomenologie verpflichteten Kollegen (vgl. etwa PhdW 28-33, ab 244; Scheler 1919: 28 und weiter; Waldenfels 2000a: 46 und weiter) sprechen statt von Empfindung vom Empfinden, da sich Letzteres durch eine zeitliche Struktur und somit durch Wandel auszeichnet. Teilweise synonym, so Straus, ist dem Empfinden das Wort des Spürens, das von seiner Bedeutung her zum einen ein Hinnehmen und zum anderen ein Aufsuchen des Empfindens impliziert. Einer Person, die beispielsweise Schmerz verspürt, widerfährt etwas: sie empfängt nicht in Passivität Eindrücke, sondern erlebt im Schmerz unmittelbar eine Störung im Bezug zur Welt. Das Empfinden des Schmerzes bedeutet gleichzeitig ein Sichempfinden, genauer sich im Verhältnis zur Welt zu empfinden beziehungsweise sich verändert in der 'leiblichen Kommunikation'¹⁵ (Straus 1956: 18) mit der Welt anzutreffen. (vgl. Straus 1956: 17f.)

Merleau-Ponty spricht ebenfalls von einer „lebendigen Kommunikation mit der Welt“ (PhdW 76), wenn er das sinnliche Empfinden beschreibt. Letzteres übersteigt ein Empfinden unbeschreiblicher Zustände oder Qualitäten. Es geht mit gewissen Gebaren einher, erfasst jede Qualität in ihrer jeweiligen Bedeutung für uns beziehungsweise für unsere leibliche Existenz und hat dergestalt stets schon Bezug zu unserer Leiblichkeit. (vgl. PhdW 76; 246f.)

¹⁵ Straus fasst das Empfinden im Sinne einer Kommunikationsweise auf, in welcher „wir uns in und mit unserer Welt“ (Straus 1956: 208) erleben. Wie wir aus den bisherigen Erörterungen erkennen konnten, ist das Empfinden ein einheitliches, das vermittelt aller Sinnesorgane vollzogen wird und stets in Verbindung mit der Welt steht. (vgl. Straus 1956: 208ff.) Straus formuliert es so: „Wir erfassen nicht den Anderen [und die Andere, Anmerkg. LH] uns objektiv gegenüber und denken ihn [und sie; Anmerkg. LH] in einem analogen Gegenüber zur Welt, sondern wir 'verstehen' uns miteinander in der Welt. Die Welt erfassen wir ursprünglich nicht in ihrem Bestand, sondern in ihrer Aktualität. Wir richten uns in der sinnlichen Kommunikation auf die Welt [...]“ (Straus 1956: 206f.)

Auch Landweer spricht im Anschluss an den Philosophen Schmitz von einer 'leiblichen Kommunikation' (Landweer 1999: 142), in welcher wir „in einer strukturierten Weise mit Gefühlen auf die Gefühle anderer“ (Landweer 1999: 142) reagieren. Wir kommunizieren immer dann leiblich, wenn etwas auf uns in unserer Wahrnehmung einwirkt (vgl. Landweer 1999: 142). Die Kommunikation wird aber nicht dergestalt vollzogen, dass wir eine gewisse Situation deuten und anschließend dieser entsprechend das Gefühl produzieren. Vielmehr baut die Verständigung auf einer Gleichzeitigkeit auf, das heißt zugleich mit der Interpretation der Situation entwerfen wir uns gefühlsmäßig zu dieser hin und strukturieren eben diese mit unserem Gefühl. Gefühle sind daher in der Lage über die jeweilige Situationsdeutung zu unterrichten. (vgl. Landweer 1997: 263)

„Kurz, mein Leib ist nicht einfach ein Gegenstand unter all den anderen Gegenständen, ein Komplex von Sinnesqualitäten unter anderen, er ist ein für alle anderen Gegenstände empfindlicher Gegenstand, der allen Tönen ihre Resonanz gibt, mit allen Farben mitschwingt und allen Worten durch die Art und Weise, wie er sie aufnimmt, ihre ursprüngliche Bedeutung verleiht“ (PhdW 276).

Denken wir nochmals an das zuvor erwähnte Königsblau des Teppichs oder das Schwarz des Pullovers. Die Farben zu sehen, genügt noch nicht um zu wissen, was Empfinden ist, warnt Merleau-Ponty. Denn zum einen handelt es sich bei diesen Farben um Empfundenes, nicht um Empfinden, zum anderen sind die mit ihnen beschriebenen Qualitäten lediglich Eigenschaften eines Gegenstandes in einer konkreten Erfahrung. (vgl. PhdW 22f.) Um Empfinden, Sehen, Hören et cetera zu bestimmen, bedarf es des Rekurses auf die Erfahrungen, die sie angeben (vgl. PhdW 29). Die empfindende Person hat ihre Welt und empfindet sich in ihrer Welt. Wie zu Eingangs bemerkt: „Im Empfinden habe ich mehr als ein bloßes sinnliches Quale; im Empfinden habe ich mich, mich *und* das Andere, die Welt.“ (Straus 1956: 254) Das Empfinden expliziert im jeweiligen Moment den Bezug zwischen dem Ich und der Welt. Und genauer, weil ich mit meinem Empfinden begabt bin, stehe ich jener Welt gegenüber, die ich erleben kann. (vgl. Straus 1956: 253)

Das Sinnliche, das wir uns anschicken zu empfinden, stellt unseren Leib vor ein Problem: er muss jene Fassung finden, in der es ihm möglich sein wird, zum Beispiel, zum Königsblau zu werden. In anderen Worten, er muss eine Antwort auf eine schlecht formulierte Frage verfassen. EmpfindendeR und empfundenes Sinnliches sind somit nicht zwei sich gegenüberstehende Werte. Ohne den neugierigen Blick, ohne die tastende Hand, also ohne den fühlenden Leib, der sich mit dem Sinnlichen „synchronisiert“ (PhdW 251), bleibt das Sinnliche lediglich eine unbestimmte Erregung. Dabei begreift Merleau-Ponty das Empfundene nicht als reines Sein, vielmehr ist die Art und Weise des Wahrnehmens ein Moment der je personalen Geschichte und „da Empfindung Rekonstitution ist, setzt sie in mir die Sedimente vorangegangener Konstitution voraus“ (PhdW 252). (vgl. PhdW 251f.)

Allgemein betrachtet begegnet uns die Welt also in unserem jeweiligen sinnlichen Empfinden, während wir uns in diesem Empfinden, eben in der Weise, wie die Welt uns entgegentritt, gleichzeitig selbst empfinden. Ziehen wir beispielsweise das zu einem Stil oder Gefühl geronnene Empfinden des Sich-Freuens heran, so wird ersichtlich, dass Letzteres sich in der Freude über etwas konstituiert, das seinen Ursprung in der Welt oder in Anderen hat. In diversen Befindlichkeiten finden wir uns daher bei gleichzeitigem sinnlich-sinnhaftem Bezug auf uns selbst mit Anderen in der Welt wieder. (vgl. Waldenfels 2000a: 285)

In den bisherigen Ausführungen wird schließlich deutlich, dass es sich bei Gefühlen um gängige Praxen der Bezugs zur Welt handeln muss, um habitualisierte Empfindensweisen, Seinsweisen beziehungsweise Verhaltensweisen in einer konkreten Sozietät. Merleau-Ponty zufolge sind wir vermöge unseres habituellen, sedimentierten Wissens, das als kultureller Speicher in Form des habituellen Leibes angelegt ist, in der Lage zur Welt zu sein und in ihr zu handeln. Unsere soziale Welt ist in einer komplementären Verknüpfung von Zwischenleiblichkeit und Historizität fundiert (vgl. Kapitel 1.4.). In jeder Wahrnehmung, so Merleau-Ponty daher, ergreifen wir als leiblich Existierende „Besitz von der Zeit und [lassen] für eine Gegenwart Vergangenheit und Zukunft dasein“ (PhdW 280). Doch vielmehr noch als das ist unsere gegenwärtige Existenz imstande durch ihre Manier des Weltbezugs der Vergangenheit Bedeutung beizumessen. Merleau-Ponty führt dazu aus, „jede Gegenwart erfasst letztlich durch ihre Horizonte unmittelbarer Vergangenheit und nächster Zukunft hindurch das Ganze aller möglichen Zeit; sie überwindet so die Zerstreung der Augenblicke und vermag selbst der Vergangenheit noch erst ihren endgültigen Sinn zu geben, [...] Insofern haben selbst Reflexe ihren Sinn, und der Stil eines individuellen Seins bleibt in ihren merklich [...]“ (PhdW 109) Wir vollbringen somit die Zeit, anstatt ihr lediglich zu unterliegen. Der Philosoph weist aber auch darauf hin, dass das latente Wissen, das wir brauchen um etwas wahrzunehmen und zu handeln, „stets diesseits unserer Wahrnehmung bleibt“, das heißt weniger mit dem Wahrgenommenen zu tun hat, als mit unserem Erfahrungshintergrund. Kraft des habituellen Wissens von der Welt, das wir nicht in Frage stellen, verwirklichen wir das Wahrgenommene. (vgl. PhdW 279) Jene Handlungen, durch die Menschen ihrer Existenz Gestalt verleihen, sedimentieren zu einer anonymen Daseinsweise oder zu einem Werkzeug. Die konkrete Sozietät, an der wir teil haben, begründet ihre evidente Existenz schließlich in jenen Werkzeugen, welche sie sich selbst gegeben hat und derer „man“ sich bedient. (vgl. PhdW 399) Als Empfindungstypen wie Liebe, Zorn, Scham, Neid, sind Gefühle als Werkzeuge habitueller Verhaltensstile aufzufassen, mittels derer wir uns sinnhaft in einer Welt verhalten können.

Nach dieser allgemeinen Verortung der Gefühle und des Empfindens nach Merleau-Ponty und Straus, bedarf es nun einer näheren Definition insbesondere des Begriffes des Gefühls oder der Emotion, mittels dessen eine Annäherung an das leibliche Empfinden gewagt werden kann.

2.2. STRUKTUR VON GEFÜHLEN

*„Emotion is an intention way of being
which underlies our reflective awareness.
It is like light: it enables us to see (or make sense)
but it is not necessarily seen itself.“
(Crossley 1998: 26)*

Den PhilosophInnen Demmerling und Landweer ist es gelungen ein Instrumentarium zu entwickeln um Gefühle strukturell und funktionell erfassen zu können. Sie beziehen sich in ihren Analysen vornehmlich auf den Philosophen Schmitz, der, wie sie sagen, die philosophische Beschreibung von Gefühlen (vgl. etwa Schmitz 2007; 2008) vorangetrieben hat wie kaum jemand anderer. Demmerling und Landweer sind sich der Kritik und Skepsis (vgl. beispielhaft Waldenfels 2000a; Hauskeller 1995) bewusst, welche der Methode und Terminologie Schmitz' entgegengebracht werden, doch sehen sie in Letzterer eine Bereicherung. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 21) Im Fortgang der vorliegenden Arbeit wird nicht auf Schmitz Bezug genommen, da für unsere Zwecke die bloße Beschreibung von Gefühlen nicht ausreichend ist, sondern spezifisch auf Demmerling und Landweer, insofern diese einige analytische Konzepte aufstellen, welche der Erfassung der Struktur und Funktion von Gefühlen dienlich sein können. Ihre extensive und ausführliche Arbeit zu diversen Gefühlen „von Achtung bis Zorn“ (Demmerling/ Landweer 2007) bietet ein Rüstzeug, aus dem sich Elemente im Kontext der vorliegenden Arbeit als nützlich erweisen um den Gefühlsbegriff näher zu bestimmen sowie in weiterer Folge, nach Umsetzung des vorgeschlagenen Forschungsprojektes (vgl. Kapitel 4), Einsicht in das leibliche Erleben eines monolingual habitualisierten Umfeldes zu gewinnen.

Demmerling und Landweer betrachten das Gefühl, wie auch Merleau-Ponty, als „eine in sich strukturierte Ganzheit, die mehrere Elemente oder 'Teilstimmen' – Wahrnehmungen, Imaginationen, Suggestionen u.a. – umfasst und parallelisiert“ (Landweer 1999: 21). Emotionen sind als eine Gestalt in sich strukturiert und weiters in Situationen eingepasst. Dies impliziert, dass Gefühle ganzheitlich und nicht als Summe von Einzelprozessen erfahren werden. Gefühle konstituieren sich *analytisch* betrachtet durch körperliche Vorgänge, scheinbar objektive mimische und gestische Bekundungen sowie durch die ihnen zugrunde liegenden bildlich-szenischen Vorstellungen, Situationswahrnehmungen, assoziierten Gedanken und sprachlichen Gefühlsbeschreibungen. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 21ff.)

Gefühle beziehungsweise Emotionen sind intentional verfasst, das heißt ein spezifisches

Gefühl ist stets auf eine Situation oder einen Gegenstand bezogen. Dies wird beispielsweise in der Angst *vor* der Dunkelheit, in der Scham *für* das Versagen oder im Ärger *über* das laute Musizieren des Nachbarn oder auch in der Wut *über* allgemeine Missstände, in der Empörung *über* die Ungerechtigkeit ungleicher Entlohnung oder im Neid *auf* Besitz Anderer deutlich. (vgl. Landweer 2007a: 70) Intentionale Gehalte dienen als wesentliche Mittel zur Differenzierung von diversen Emotionen, das heißt Wut, Empörung, Neid und anderes unterscheiden sich in puncto ihres je spezifisch wertenden Verhältnisses zu diversen Begebenheiten (vgl. Kenny 1963: 189): während in der Empörung die ungleiche Verteilung von Gütern und Besitz als ungerecht empfunden wird, werden Letztere im Neid als erstrebenswert betrachtet. Diverse Begebenheiten, denen wir im Alltag begegnen, werden somit in und durch unsere Emotionen evaluiert. Mittels dieses evaluativen Bezugs wird der jeweilige Zustand zu dem, was er ist, zu Wut, Neid oder auch Empörung. Des Weiteren fungiert das Objekt, das als intentionaler Bezugspunkt einer Emotion gilt, insofern als Bedingung für die Angemessenheit der Emotion, als dass es tatsächlich die nötigen Eigenschaften aufweisen muss. Der Neid auf wertlose Besitztümer, die für niemanden und vor allem nicht für die das Gefühl empfindende Person Attraktivität besitzen, scheint völlig unangebracht.

Es zeigt sich, dass das Objekt, auf das sich das eine oder andere Gefühl richtet, die empfindende Person anbelangen muss. In unserem affektiven Bezug zur Welt, der sich je speziell im Empfinden eines Gefühls gestaltet, tritt Bedeutung zu Tage, zumal Emotionen als ein Sinn für eine Situation zu begreifen sind. (vgl. Slaby 2007: 100-105) „We could put it this way“, so fasst Taylor für uns zusammen, „that experiencing a given emotion involves experiencing our situation as being of a certain kind or having a certain property. But this property cannot be neutral, cannot be something to which we are indifferent, or else we would not be moved.“ (Taylor 1985: 48)

Eine wesentliche Unterscheidung, die Demmerling und Landweer einführen, liegt in der Trennung „akuter“ und „episodischer Gefühle“ (Demmerling/ Landweer 2007: 9 und weiter) von „Gefühlsdispositionen“ (Demmerling/ Landweer 2007: 9 und weiter). Von akuten und episodischen Emotionen ist dann zu sprechen, wenn eine Person leiblich-affektiv betroffen ist. Wie aus dem vorangehenden Kapitel deutlich wird, geht mit Gefühlen, welche akut erlebt werden, unweigerlich ein Sich-empfinden oder auch ein Sich-spüren einher. Das Gefühl erscheint uns in seinem einmaligen oder auch wiederholten einprägenden Auftreten als ein Widerfahrnis, gegen das wir nicht ankommen, selbst wenn wir wollten. Dem gegenüber beschreibt die Disposition die Wahrscheinlichkeit auf Grund vorangegangener Erfahrungen

von einem Gefühl ergriffen werden zu können. Dispositionen werden in einem spezifischen Milieu durch gezielte oder unbewusste Habitualisierung geschaffen, eingeübt, verstärkt oder auch abgeschwächt. Sie entsprechen somit einem gewissen Stil des affektiven Weltentwurfs einer Person. Akute und episodische Gefühle widerfahren uns momentan und in unerwarteter Weise, weswegen wir sie nicht ändern können. Wir können den Neid auf den Erfolg des Gegenübers zwar unterdrücken und Anerkennung heucheln, doch das Gefühl des Neids bleibt bestehen. Es mag sich für andere erkenntlich vielleicht nicht in Anwesenheit des erfolgreichen Gegenübers manifestieren, indessen aber im Gespräch mit einer Person unseres Vertrauens. Der Neid wird des Weiteren Bestand haben, solange wir nicht die Einstellung zu der beneideten Person oder uns gegenüber ändern und somit Veränderungen in unserem Gefühlsstil oder unserer affektiven Disposition erwirken. Das heißt, treten bestimmte Gefühle wiederholt auf, sind wir in der Lage sie durch Veränderungen der Haltung und der Disposition zu beeinflussen. Modifikationen finden folglich weniger auf Seiten des Gefühls statt, als auf Seiten der Situation und Umstände, in oder unter welchen gewisse Gefühle auftreten. Ähnliches gilt auch für soziohistorische Unterschiede: so mag etwas für Personen in der einer Sozietät Auslöser für Neidgefühle darstellen, was in einer anderen völlig unproblematisch erlebt wird. Der Besitz von Gütern kann in einer Gesellschaft, welche dem Ideal großer Besitztümer anhängt, eher Neid erregen als in einer spirituell orientierten, in der andere Werte als Eigentum Vorrang haben. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 25)

Im Anschluss an den Philosophen und Leibphänomenologen Schmitz (vgl. etwa Schmitz 1969) differenzieren Demmerling und Landweer bei akuten und episodischen Gefühle einen „Verdichtungsbereich“ (Demmerling/ Landweer 2007: 29 und weiter) und einen „Verankerungspunkt“ (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 29 und weiter). Der Verdichtungsbereich einer Gestalt ist jene Stelle, an der sich ihr Gepräge anschaulich sammelt. Als Verankerungspunkt wird die Stelle bezeichnet, von wo sich die Gestalt demonstrativ aufbaut. Bei der Angst vor dem Zahnarzt beispielsweise würde es sich bei den Bohrern, Spritzen, Klemmen und dem Personal um den Verdichtungsbereich der Angst handeln, während der Schmerz, den der Patient erwartet, den Verankerungspunkt darstellt. Der Patient hat Angst, weil er von den zahnärztlichen Utensilien, dem Arzt und seinem Personal Schmerzen erwartet. Der Verankerungspunkt ist jedoch, notabene, nicht mit einer Ursache gleichzusetzen, da er keine kausale Beziehung voraussetzt. Wie an dem Beispiel der sogenannten Angst vor dem Zahnarzt deutlich wird, vermag mittels der Begriffe des Verdichtungsbereichs und des Verankerungspunktes eine genauere Analyse eines Gefühls vorgenommen werden. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 29f.)

Gefühle sind trotz des Widerfahrnischarakters beider nicht mit „Stimmungen“ (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 5 und weiter) zu verwechseln. Letztere, so Demmerling und Landweer, zeichnen sich im Unterschied zu Gefühlen durch eine Absenz eines konkreten Gegenstandsbezugs beziehungsweise intentionalen Gehalts aus. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 5f.) Mit ihnen geht höchstens eine Geschichte einher, aus der ihr Entstehen rekonstruierbar ist. Stimmungen sind daher zwar auf die Welt bezogen, jedoch äußerst unspezifisch. Zwischen Gefühlen und Stimmungen liegen, das sei betont, einige Übergangsphänomene: Dies ist etwa der Fall, wenn die gereizte Stimmung einer Person, welche sie ihren MitarbeiterInnen gegenüber an den Tag legt, aus einer beruflichen Unannehmlichkeit am Vorabend resultiert, und so die Stimmung zu einem gerichteten Gefühl des Ärgers geworden ist. Des Weiteren währen Stimmungen in der Regeln länger als Gefühle. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 292f.)

Ihr Fundament bauen Gefühle auf Vorgeschichten und biografischen Kontexten auf, welche sich oftmals in „paradigm scenarios“ (de Sousa 1987: 72 und weiter) oder Schlüsselszenarien manifestieren und einen äußerst sensiblen Punkt für das emotionale Erleben einer Person markieren. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 31f.) Diesbezüglich meint de Sousa: “We are made familiar with the vocabulary of emotion by association with *paradigm scenarios*. They are drawn first from our daily life as small children and later reinforced by the stories, art, and culture to which we are exposed. [...] Paradigm scenarios involve two aspects: first, a situation type providing the characteristic objects of the specific emotion-type [...], and second, a set of characteristic or 'normal' *responses* to the situation [...]” (de Sousa 1987: 182) Kinder lernen von früh an Situationstypen zu identifizieren um mittels Emotionen antworten zu können. Welche Situationselemente erkannt werden können, hängt von der jeweiligen Entwicklungsstufe des Kindes ab. Die Kompetenzen die angemessenen Antworten erkennen zu können, in der Lage zu sein diese im Kontext des Szenarios zu benennen sowie zu wissen, dass es sich um das Empfinden eines gewissen Gefühls handelt, machen schließlich einen wesentlichen Teil der Erziehung aus. Das Fühlen der situativ 'richtigen' Gefühle ist daher, wie de Sousa im Anschluss an Aristoteles (vgl. Aristotle 1999: II.2) konstatiert, von moralischem Belang. (vgl. de Sousa 1987: 183)

In Hinsicht auf Gefühle betont Merleau-Ponty nochmals, dass eine Wahrnehmungsgestalt stets unvollendet ist, denn sie vermag uns nicht vermeintlich Wirklichem begegnen zu lassen: „ein Ding, wenn es Ding sein soll“, so präzisiert er, „[behält] mir verborgene Seiten“ (PhdW 430). Die Notwendigkeit einer klaren Differenzierung von Erscheinung und Wirklichkeit geht mit dem Wahrnehmen einher. Wovor der Philosoph mit dieser Einsicht mahnt ist die

Auffassung, dass eine Wahrnehmungsgestalt, wie beispielsweise ein Gefühl, wahr ist, sobald es wahrgenommen beziehungsweise gefühlt wird. Liebe würde dann nicht ohne dem Bewusstsein oder Wissen von diesem Gefühl existieren und konstituierte in Folge eine Gewissheit über dieses Gefühl. Wider dieser Annahme streicht Merleau-Ponty unser Vermögen zwischen „wahren“ und „falschen“ Gefühlen zu unterscheiden hervor und somit zur Einsicht begabt zu sein, dass nicht alles, das wir fühlen, wahr und wirklich ist. So können wir erkennen, dass die scheinbar empfundene Liebe für eine Person einer verfehlten Deutung (und es sich eigentlich um Bewunderung handelt) oder einer unaufrichtigen Benennung (wie im Falle geheuchelter Zuneigung) erlag und das Gefühl der Liebe nie wirklich vorhanden war. Eine unwahre Liebe haftet lediglich Aspekten einer Existenz an – so wie die vermeintliche Liebe eines Witwers zu seiner Frau, welche sich genau betrachtet auf der Rolle der Person als Witwer und auf der Erinnerung an eine Person gründet – während eine wahre Liebe im Gegenteil das ganze Subjekt erfasst. Allgemeiner, ein wahres Gefühl betrifft das ganze Zur-Welt-sein. Zur Verdeutlichung führt Merleau-Ponty das Beispiel eines Hysterikers an, der seine Schmerzen und Traurigkeit nicht fingiert, doch sind sie insofern nicht wirklich, da er nicht vollkommen in ihnen aufgeht. Unwahre Empfindungen werden folglich zwar erlebt, jedoch erfassen sie uns nicht zur Gänze. Wir beugen uns vielmehr „Situationswerten“ (PhdW 433), wodurch die wirklichen Empfindungen verborgen werden. Wir sind traurig, wenn wir einer Beerdigung bewohnen, freuen uns, wenn der Urlaub ansteht. Merleau-Ponty schließt sich Scheler an, wenn dieser konstatiert, dass „wir [...] wohl das Gefühl selbst [fühlen], aber auf eine nur unechte Weise: das Gefühl ist wie ein Schatten des echten Gefühls“ (Scheler 1919: 266 zit. nach PhdW 433). Und weiter konkludiert Merleau-Ponty daraus, dass „es [...] unsere natürliche Haltung [ist], nicht unsere eigenen Empfindungen zu empfinden und nicht unsere eigenen Freuden uns zu eigen zu machen, sondern nach den Gefühlskategorien unserer Umwelt zu leben“ (PhdW 433). Erst das Erfahren wahrer Gefühle verdeutlicht das Illusorische und die Unwahrheit der zuvor empfundenen Gefühle. Folglich stimmen wir nicht in jedem Augenblick mit uns selbst überein, sondern bedürfen eines „inneren Sinns“ (PhdW 433) für uns selbst oder einer Prüfung unserer Entsprechung mit uns selbst, wodurch wir unser Sein und unser Leben von Moment zu Moment unterschiedlich klar erkennen. Unser Leben und unser Sein erweisen sich sodann als in der Reflexion in Erscheinung tretende Phänomene. (vgl. PhdW 430-433) Die Betrachtung von echten und unechten Gefühlen veranschaulicht wiederum die unauflösliche Verankerung unseres Empfindens von Gefühlen in der Sozialität, welche unser Fühlen begründet.

Die PhilosophInnen Demmerling und Landweer führen weiter aus, dass es gewisser Kriterien

bedarf um echte von unechten Gefühlen zu differenzieren. Solche Merkmale zu finden, stellt sich als schwieriges Unterfangen heraus, denken wir allein an gesellschaftliche Diskurse, welche Emotionen 'aufzwingen', an die Erzeugung von Gefühlen durch Suggestion respektive Drogen oder an die Verdrängung oder Verdeckung von Affekten. Die Künstlichkeit von Emotionen macht sich häufig an der Entgegensetzung von 'Eigenem' und 'Fremden' fest, sprich an der Diskrepanz zwischen normativen Gefühlserwartungen anderer und dem eigenen Gefühl. Darunter fallen auch die Verdrängung und das Verbergen von gesellschaftlich tabuisierten Affekten, wie etwa die Wut, welche gegenüber dem eigenen Kind erlebt und mittels besonders hingebungsvoller Liebe verdeckt werden kann. In diesen und ähnlichen Fällen schreibt sich eine Person andere als die erlebten Gefühle zu, was schließlich als sogenannte Unechtheit der Affekte gewertet wird. Weiters gelten Gefühle, die nicht tatsächlich erfahren werden, sowie jene, die sich eine Person fälschlicherweise zuschreibt, als künstlich. Echte Gefühle hingegen zeichnen sich durch die leibliche Betroffenheit eines Menschen durch sie aus. Dies schließt allerdings nicht aus, dass die echten Gefühle andere Emotionen verbergen, welche, sofern sie zugelassen und empfunden werden, ebenfalls authentisch werden könnten. Demmerling und Landweer weisen darauf hin, dass die Authentizität von Gefühlen dann gegeben ist, wenn sie und die damit einhergehenden Handlungen den Lebenszielen entsprechen. Dabei können nach Irren und Wirren nicht-authentische Gefühle und falsche Ziele revidiert und 'authentischere' an ihrer statt gestellt werden.

Bis hierher wurde die Differenzierung zwischen der Echtheit und Unechtheit von Gefühlen aus der Innensicht einer Person vollzogen. Von außen betrachtet erscheinen Gefühlsartikulationen authentisch, solange sie zu dem Gesamtbild einer Person passen und Sinn machen. Dabei sind Täuschungen über die Erscheinung einer Person und über die Angemessenheit eines dargebotenen Gefühls freilich nicht auszuschließen. Wesentlich ist jedoch, dass trotz Brüchen und Umorientierungen die Authentizität im Gesamtbild und im Gefühlsausdruck bestehen bleibt¹⁶. Diese zeichnet sich nicht durch Eindeutigkeit und

16 Dieser Umstand hat weitreichende Folgen für empirische Zugänge zu Gefühlen und zum leiblichem Empfinden, welche teilweise stark Normen und Werten (vgl. etwa das Beispiel der Wut gegenüber dem eigenen Kind, in dem es sich bei der empfundenen Emotionen sicherlich um eine gesellschaftlich stigmatisierte handelt) und folglich in Interviews unter Umständen einer Darstellung gemäß sozialer Erwünschtheit unterliegen. Erhebungsmethoden wie narrative Interviews oder auch biografische Zugänge mit Fokus auf dem leiblich-affektiven Erleben ermöglichen interviewten Personen eine umfassende und eigenverantwortliche Darbietung zur eigenen Biografie oder spezifischen anderen Themen, aus denen das nötige Gesamtbild erhalten und die Authentizität des Fühlens einigermaßen eingeschätzt werden kann. Darüber hinaus können Methoden, welche nicht auf verbale Präsentationen zurückgreifen, sich in diesem Zusammenhang als sinnvoll erweisen. Die zeichnerische Realisation der Gefühle und bildanalytische Analysemethoden mögen in diesem Zusammenhang einen großen Erkenntnisgewinn bringen (vgl. Kapitel 4).

Widerspruchsfreiheit aus, vielmehr stehen Emotionen oft in einem ambivalenten und komplexen Verhältnis. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 160ff.) Schließlich kann ein authentisches Gefühl nicht aus Gründen einer inszenierten, dramatisierten oder kontrollierten Darstellung entkräftet werden. Die Artikulationsweise kann nicht als Indiz für die Echtheit oder Unechtheit eines Affekts fungieren, es sei denn sie dient dem Überspielen eines Gefühls durch das Vorspielen eines anderen. Die beiden PhilosophInnen betonen letztlich, dass es trotz der Annäherungen an eine Definition eines echten Gefühls keine gültigen und unumstößlichen Kriterien für die Authentizität von Emotionen gibt. (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 163)

Landweer entwirft in Folge eine 'Grammatik der Gefühle' und bezeichnet damit ein gewisses „Temperament“, welches „die Empfänglichkeit für bestimmte Gefühle“ (Landweer 1995: 81) schafft. Maßgebend für die Gestaltung der Grammatik der Gefühle erweist sich ein hoher Grad an Selbstverständlichkeit und Akzeptanz derselben seitens der Mehrzahl der Gesellschaftsmitglieder. Hierin verdeutlicht sich wiederum die Habitualisierung jedes Menschen, der keine bewusste Entscheidung darüber treffen kann, ob er sich von Gefühlen betreffen lässt oder nicht. Gefühle folgen, so betont Landweer, einer bestimmten Logik oder Regeln. In der Folge ist von einer „kulturellen Codierung des Fühlens“ auszugehen, welche wohl diskursiv bedingt ist, doch vielmehr mittels des Leibes zur Evidenz gebracht wird. Unter einem Diskurs versteht Landweer eine gewisse Anzahl an prävalenten Erklärungen von Situationen und Gefühlen, welche zu einem gewissen historischen Zeitpunkt soziale Gemeinschaften auszeichnen. So sind etwa die Geschlechtsliebe und die dauerhafte Verpflichtung zur Treue mehr im Sinne einer Gefühlsdisposition aufzufassen, welche in der römischen fides-Tradition folgenden Kulturen vorherrscht, als im Sinne einer Verbindung zu ökonomischen Zwecken. Unsere leibliche Disposition stellt die Grundlage dafür dar, dass jene Diskurse, in die wir hinein habitualisiert worden sind, treffen oder Betroffenheit auslösen können. (vgl. Landweer 1995: 80ff.)

ZUSAMMENFASSEND

Gefühle wie Liebe, Hass oder Scham sind keine sich körperlich geltend machende physischen Gegebenheiten oder innere Empfindungen, sondern erkennbare Verhaltensstile, die sich in leiblichen und sprachlichen Gesten realisieren. Als solche veranschaulichen sie die spezifische Beziehung zwischen dem eigenen und dem Leib des/ der Anderen, zwischen dem eigenen Leib und Gegenständen und zwischen dem Leib und der Welt allgemein. Gefühle sind somit Weisen des personalen Zur-Welt-seins, die vermögen Reizen und Situation Gestalt und in

Folge Bedeutung zu geben. Mit Merleau-Ponty lässt sich festhalten, dass die Welt uns in unserem sinnlichen Empfinden begegnet, während wir uns in diesem Empfinden gleichzeitig selbst empfinden, sodass wird jedes Gefühl in gleichem Maße an uns selbst erleben wie es uns sinnlich-sinnhaft zur Welt verbindet. Anhand von Schlüsselszenarien lernen wir von Kindesalter an uns in gesellschaftlich genormter Weise leiblich-affektiv zur Welt zu entwerfen. Dergestalt bilden wir Dispositionen zu Gefühlen aus, welche wir subjektiv erleben und in unserem akuten Empfinden aktualisieren, doch stets auch den Diskursen einer Sozietät unterliegen.

3. VON SPRECHEN & MEHRSPRACHIGKEIT

„Was sie [Sprache] darstellt oder vielmehr ist,
*ist nichts anderes als die Stellungnahme des Subjekts
in der Welt seiner Bedeutungen.*“
(PhdW 229)

In Merleau-Pontys Zitat klingt bereits an, welche elementare Rolle Sprache und insbesondere das Sprechen für unsere Existenz spielt, da wir durch sie einen Bezug zur Welt einnehmen. In diesem Kapitel wird der Fokus daher auf Sprache und insbesondere auf das Sprechen gelegt. Beginnend mit Merleau-Pontys Sprachphilosophie, wird erörtert, wie der Philosoph Merleau-Ponty vor dem Hintergrund seiner Theorie der Leiblichkeit das Sprechen versteht und wie unsere leibliche Existenz mit der Art und Weise zusammenhängt, wie wir uns sprachlich artikulieren. Merleau-Pontys Theorie des Sprechens dient sodann als Basis für eine Konzeptionierung des Sprechens als mehrsprachige Praktik. Aus welchem Grund ein multilinguales Interagieren gerade in einer monolingual habitualisierten Umwelt auftritt, wird zum Abschluss dieses Kapitels erörtert.

3.1. LEIBLICHE ARTIKULATION & SPRECHEN NACH MERLEAU-PONTY

„Die Sprache ist Geste,
ihre Bedeutung ist eine Welt.“
(PhdW 218)

Wie wir bisher festhalten konnten, identifiziert Merleau-Ponty den Leib als den ersten

Ausdruck unserer Ausrichtung zur Welt. Der Leib wird dabei zu einem spezifischen „Stil“, wie wir Dingen begegnen und sie erfassen (vgl. Good 1998: 194). Dabei ist aber nicht nur die leibliche Geste wie das Lachen des Mundes oder das Zwinkern der Augen Manifestation der Existenz, sondern der Leib selbst fungiert als die Bedingung der Möglichkeit jedweder leiblichen wie verbalen Artikulation. Merleau-Ponty deutet das Sprechen folglich im Sinne eines leiblichen Phänomens und opponiert damit empiristischen und rationalistischen Konzepten, welche verkennen, dass Worte selbst Sinn haben, wir gar in ihnen denken und kommunizieren. (vgl. Waldenfels 1980: 149)

In der *Phänomenologie der Wahrnehmung* stoßen LeserInnen auf eher vage Ansätze einer Sprachphilosophie, welche erst später in den beiden in *Signes* (Merleau-Ponty 1960c) erschienenen Aufsätzen *Sur la phénoménologie du langage* und *Le langage indirect et les voix du silence* Ausarbeitung finden sollten. Dabei knüpft Merleau-Ponty einerseits an Husserls phänomenologische Erörterungen zur Sprachthematik an und setzt sich andererseits stark mit de Saussures Sprachtheorie auseinander¹⁷. (vgl. Good 1998: 202) Merleau-Pontys Ansatz gründet darin, den Sprechakt aus der Perspektive der sprechenden Person zu beleuchten. Rekurrierend auf alltägliche Erfahrungen sucht er zum einen wissenschaftlichen Überkonstruktionen zu entgehen und zum anderen den engen Konnex des Sprechens mit der jeweiligen Lebenssituation hervorzuheben. Sprechen reduziert sich somit nicht lediglich auf Aussagen über Sachverhalte oder auf eine Weitergabe von Information, sondern es ist „engagiertes Tätigsein und [...] Stellungnahme“ (Giuliani-Tagmann 1983: 68). Für jeden Sprechakt und dessen Bedeutung sind daher das leibliche und situierte Gebundensein sowie die Gründung auf kulturell sedimentierten Bedeutungen wesentlich. Weiter bedeutet dies, dass in Merleau-Pontys phänomenologischem Ansatz einmal die vorliegenden Sprachstrukturen, anhand welcher sich der Sprechakt strukturiert, und einmal der Wahrnehmungs- und Handlungskontext, innerhalb dessen sich SprecherInnen bewegen, die unabdingbare Grundlage für den Spracherwerb und den Sprachvollzug bilden.

Der Philosoph verankert das Sprechen am leiblichen Ausdruck beziehungsweise an der Sprachgeste, welche vor aller begrifflichen Zuspitzung Sinn in sich trägt. Das heißt, unser Leib begreift jede Situation als sinnerfülltes Ganzes und inkarniert einen unmittelbaren Sinn, der eine sprachliche Beschreibung übersteigt. Worte fungieren in der Sprachwelt als Mittel eines leiblichen Vermögens und nicht als Träger einer konkreten Vorstellung. (vgl. Giuliani-Tagmann 1983: 68-71) Sprechen ist stets Ausdruck des Zur-Welt-seins, wobei sich der

¹⁷ Für eine ausführliche Diskussion der Einflüsse, welche hier aus Platzgründen nicht dargelegt werden können, vergleiche etwa Waldenfels (vgl. 1980: 146-155) und Giuliani-Tagmann (vgl. 1983: 103-112).

Gedanke erst in der verbalen Artikulation hervorbringt. „Gedanke und Ausdruck konstituieren sich somit in eins“ (PhdW 217), sodass nicht der/ die SprecherIn zuvor Gedachtes sprachlich äußert, sondern der Sprechakt im Sinne eines „Denken in der Sprache“ (PhdW 213) den Gedanken realisiert. (vgl. Bermes 1998: 99) „Das Denken ist nichts 'Innerliches', das außerhalb der Welt und außerhalb der Worte existierte. Was uns darüber täuscht und uns an ein allem Ausdruck zuvor für sich existierendes Denken zu glauben verleitet, ist bloß die Existenz bereits konstituierter und schon ausgedrückter Gedanken, deren wir freilich uns stillschweigend erinnern können und die auf diese Weise die Illusion eines Innenlebens des Denkens erwecken. In Wahrheit aber ist auch dieses vermeintliche Schweigen von Worten durchtönt, ist auch jenes Innenleben des Denkens ein inneres Sprechen.“ (PhdW 217) Von einem „Bereich unausgesprochener Bedeutsamkeit“ (Giuliani-Tagmann 1983: 71) ausgehend, ist das Sprechen dann eine Akzentuierung hin zu einer ausdrücklichen Bedeutung. Es wird deutlich, dass Merleau-Ponty die sinnstiftende Kraft im zur Welt gerichteten Leib sieht, wodurch die Sprachbedeutungen in das aktuelle Sprechen versetzt werden. Folglich werden nicht fertige Sprachbestände, sondern Sprachbedeutungen in ihrer Genese untersucht. (vgl. Giuliani-Tagmann 1983: 71)

Analog zum Wahrnehmungsfeld bedarf freilich auch die Sprachwelt einer Organisation. Hierbei rekurriert Merleau-Ponty auf Sprachgestalten, die in ihrer Funktionsweise jener der Wahrnehmung nachkommen. Diese Übereinstimmung identifiziert Waldenfels als eine ontologische Entsprechung, welche in der Ambiguität begründet liegt: denn wie die Gestalt erweist sich das Sprachsystem weder als Ding oder Idee, noch als ein Resultat bewusster Tätigkeit, sondern Sprache umgibt uns als eine allgemeine in der Welt, in der wir leben. Dabei befindet sich auch das Sprechen – wie die Wahrnehmung – in einem zu ihm gehörigen Feld, in dem sich das konkret Gesagte stets vor einem Hintergrund abhebt und eine Gestalt bildet. Das Sprechen ist ohne seinen Hintergrund nicht denkbar, das heißt das Zeichen ist nicht aus dem System von Zeichen herauszulösen, denn es existiert nur in der Differenzierung von ihm. (vgl. Waldenfels 1980: 149ff.) Die Strukturierungsleistung in der Sprache vollzieht sich Merleau-Ponty zufolge entlang einer Differenzierung in eine 'gesprochene' und eine 'sprechende Sprache' (PhdW 232) beziehungsweise in eine 'parole parlée' und eine 'parole parlante' (Merleau-Ponty 1945: 229). Unter gesprochener Sprache im Sinne von 'Sprache' versteht er „bereits konstituierte syntaktische und Vokabularsysteme und [...] empirisch vorhandene 'Ausdrucksmittel', [...] Niederschlag und Sedimentation des *Sprechens*, in dem der noch unformulierte Sinn nicht nur ein Mittel äußerer Bekundung findet, sondern überhaupt erst ein Dasein für sich selbst gewinnt, als Sinn erst eigentlich geschaffen wird“

(PhdW 232). In Sprechakten selbst, die der Philosoph mit der sprechenden Sprache bezeichnet, „begegnet uns die Bedeutungsintention in statu nascendi“ (PhdW 232), das heißt in Rekurs auf die gesprochene Sprache, welche beim Sprechen in einen je anderen Kontext gebettet wird, entsteht eine neue beziehungsweise modulierte Bedeutung. (vgl. Bermes 1998: 99)

Betont sei die Bestimmung der gesprochenen Sprache zur Sedimentierung vergangener Artikulationen, wodurch Worte und Redeweisen als selbstverständliche und verfügbar gewordene bewahrt werden. Hier sieht Giuliani-Tagmann auch eine Analogie zwischen leiblicher Geste und Sprachgebärde, denn in einer ähnlich engen Beziehung wie die des gestischen Ausdrucks zum Wahrnehmungsfeld steht auch die sprachliche Artikulation zu den vorhandenen Redeweisen und zu einer Sprachwelt. Indem von einer notwendig geteilten Sprachwelt ausgegangen wird, befinden sich das Sprechen und die Intersubjektivität von Anbeginn in einem engen Verhältnis, das jedoch erst auf Grund der Eigenschaft der Sprachwelt als habitualisierte, sedimentierte und verfügbare entsteht. „Ist die Sprache einmal ausgebildet“, folgert Merleau-Ponty, „so erlangt das Wort wie die Geste auf einem gemeinsamen geistigen Untergrund seine Bedeutung“ (PhdW 221). Ohne der inneren Strukturiertheit der Sprache besondere Beachtung zu schenken, lokalisiert der Philosoph die Bildung neuer Bedeutungen in der Differenzierung herkömmlicher Sinnfiguren. (Giuliani-Tagmann 1983: 81f.) Waldenfels spricht in diesem Zusammenhang von einer „Dialektik von Individualität und Sozialität“ (Waldenfels 1980: 155), die aus Merleau-Pontys strukturelem Zugang zum Sprechen resultiert. Denn in einem zirkulären Prozess knüpfen sich Sprechakte an vorliegende Sprachstrukturen beziehungsweise die Menschen an ihre sozio-historische Welt. Waldenfels erkennt weiters eine „Dialektik von Gegenwart und Vergangenheit“ (Waldenfels 1980: 153f.), da die gesprochene Sprache ein Sediment und einen Speicher vergangener Sprechakte darstellt, mittels derer wir Neues hervorbringen können. (vgl. Waldenfels 1980: 153ff.) „Nur indem die Sprache den Boden des Noch-nicht-Gesagten und die Horizonte des Noch-zu-Sagenden einbezieht, Gegebenes und Gemeintes miteinander vermittelt, gewinnt sie eine zentrale Stellung. Universale Mitte ist sie nur, indem sie zugleich weniger und mehr ist als sie selbst – Sprache in statu nascendi, die nicht nur um sich selbst kreist, sondern etwas eröffnet.“ (Waldenfels 1980: 158)

Es wird deutlich, dass sprachliche Artikulation nie leere Hülle für einen definierten Inhalt sein kann oder Ausdruck¹⁸ eines innerlichen Gedankenprozesses. Würde es sich bei Worten um

¹⁸ Bezüglich des Begriffes 'Ausdruck' weist Waldenfels völlig zurecht darauf hin, das Aus-druck kein entsprechender Terminus ist, wenn grundsätzlich davon ausgegangen wird, dass es kein Innen gibt, das sekundär nach außen tritt. Schreibt Merleau-Ponty von Ausdruck, so meint er die Realisierung von Sinn,

Begriffe handeln, so könnten wir einander nie unser Denken mitteilen. Sprachliche Kommunikation ist nur möglich, sofern Worte einen Sinn haben¹⁹ beziehungsweise wenn Worte ihren Sinn selbst hervorbringen. Merleau-Ponty präzisiert, dass der Worte begriffliche Bedeutung sich auf Grund und aus ihrer 'gestischen Bedeutung' (PhdW 212) heraus formt. Diese bezeichnet ein „bestimmtes wie allgemeines emotionales Gebilde“ (PhdW 214). Worte bestehen folglich nicht aus kognitiven Vorstellungen, sondern haben eine Klanggestalt. Wir bedürfen daher keines Wortbildes um ein Wort wissen und aussprechen zu können, sondern „es genügt, dass ich sein Artikulations- und Klangwesen inne habe als eine mögliche Modulation, einen möglichen Gebrauch meines Leibes“ (PhdW 214). Denken und Sprechen stehen daher immer in Bezug zum Leib, welcher für Merleau-Ponty „das Vermögen natürlichen Ausdrucks“ (PhdW 215) darstellt. (vgl. PhdW 213ff.)

Betrachten wir in einem kurzen Rekurs leibliche Gebärden, so künden diese die Beziehung einer Person zu der ihr in der Wahrnehmung gegebenen Welt, sodass sich in der Gebärde der intentionale Gegenstand sowohl ihr selbst als auch Anderen realisiert (vgl. PhdW 221). Die Sprachgebärde verweist ihrerseits auf einen immateriellen Bereich, der nicht jeder Person zugänglich ist, sondern der erst in der Kommunikation erschlossen werden kann. (vgl. PhdW 221) Als Beispiel kann der Zorn dienen. Empfindet eine Person Zorn, so geht dies Empfinden häufig mit geballten Fäusten, einer in Falten gelegten Stirn und geröteter Haut einher. Hier jedoch äußert sich beispielsweise keine innere Empörung über ungerechte Behandlung, sondern die Fäuste, die Stirnfalten und die gerötete Haut sind der Zorn. In dieser Gestalt ist der Zorn Realisierung von Sinn, das leibliche Verhalten hat Bedeutung. (vgl. Waldenfels 2000a: 225f.) Hören wir die selbe Person nun sprechen, so wird sie womöglich ein schnelleres Tempo, einen höheren Tonfall und eine größere Lautstärke anstimmen, worin wiederum Sinn erfüllt wird. In der Sprechweise selbst artikuliert sich das Befinden der Sprechenden Person. Waldenfels spricht in diesem Zusammenhang von 'paralinguistischer Körperlichkeit'²⁰ (Waldenfels 2000a: 232), mit der er all jene Elemente der Sprachproduktion und Sprachrezeption umfasst, welche nicht in den syntaktischen und semantischen

nicht die ledigliche Sichtbarmachung vorliegenden Sinnes. (vgl. Waldenfels 2000a: 222)

19 Mit dem Begriff des „Habens“ ist für Merleau-Ponty stets die Beziehung des Subjekts mit dem Ding gemeint, auf das es sich entwirft (während das „Sein“ lediglich auf das Vorhandensein von Dingen hinweist oder als Prädikation dient) (vgl. PhdW 207).

20 Neben der paralinguistischen Körperlichkeit unterscheidet Waldenfels (2000a: 230-236) die 'intralinguistische Körperlichkeit' (im Sinne der Mitwirkung des Körpers beim Sprechen mittels Stimme), die 'semilinguistische Körperlichkeit' (im Sinne der sprachlichen Symbolik in der Geste) und die 'extralinguistische Körperlichkeit' (im Sinne der Körpersprache, wie Gesichtsausdruck, Blick et cetera) als „vier Weisen, in denen der Körper tätig ist, sich am Sprechen beteiligt und dann am Ende selber spricht“ (Waldenfels 2000a: 230).

Sprachgebrauch Eingang finden. Dazu gehören etwa Tonfall, Sprechtempo, Intonation, Rhythmus, aber auch Schriftbild und Schreibduktus, welche im Sinne Merleau-Pontys einer Sprachgebärde oder 'geste' (Merleau-Ponty 1945: 226f.) entsprechen. Die paralinguistische Stufe eröffnet nach Waldenfels' Einschätzung die Dimension der Leiblichkeit, sodass es beim Sprechen nicht nur oder nicht vorrangig um den Inhalt, sondern um die Sprachperformanz geht. (vgl. Waldenfels 2000a: 232f.)

Sprache ist folglich eine Geste, da sie wie die leibliche Geste vermag Existenz auszudrücken. Als solche kann sie nur vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungswelt verstanden werden, auf welche sie wiederum verweist. Worte können weiters nie reine Konvention sein, zumal sie stets eine singuläre Erfahrung in sich fassen. Worte sind „je andere Weisen des menschlichen Leibes, die Welt (gleichwie ein Fest) zu begehen und zu erleben“ (PhdW 222 zit. nach Good 1998: 200). Sprache ist folglich ein offenes System, das die Vielseitigkeit und Undurchsichtigkeit unserer Existenz in sich trägt. Sie ist des Weiteren eng verbunden mit der Affektivität, insofern ihr Ursprung in der emotionalen Gestik zu suchen ist, ohne sie dabei auf bloße Gefühlsartikulation zu reduzieren. Emotionen, so lässt sich mit Good nochmalig konstatieren, sind der primäre Ausdruck der personalen Beziehung zu Welt und schaffen Möglichkeiten des Ausdrucks, welche in der Sprache ihre Erfüllung finden. (vgl. Good 1998: 200)

An einigen Aspekten Merleau-Pontys Sprachbetrachtung (vor allem jene der *Phänomenologie der Wahrnehmung*), welche in dieser Arbeit eine zentrale Rolle spielen, übt Giuliani-Tagmann zu Recht Kritik. Erstens bewertet sie das Verhältnis von gesprochener und sprechender Sprache in negativem Sinne als zweideutig, da eine undefinierte Spanne zwischen Endlichkeit und Universalität aufgemacht wird. Denn zum einen umfasst die gesprochene Sprache kurioserweise Syntax- und Vokabularsysteme sowie bestehende Ausdrucksmittel (vgl. PhdW 232 und weiter oben), was einen Widerspruch in sich und zur sprechenden Sprache ausmacht, in der eigentlich Sinn realisiert wird und „Dasein für sich selbst gewinnt“ (PhdW 232). Zum anderen soll der sprachlich realisierte Sinn zwar Denken und Sprechen einen, doch kann die im Sprechen entstehende Produktivität nur als Sinnüberschuss gedeutet werden, für welchen die Leiblichkeit Verantwortung trägt. Giuliani-Tagmann sieht den Sinn vor diesem Hintergrund nicht als angemessen beschreibbar.

Zweitens bemängelt Giuliani-Tagmann eine ausbleibende Beachtung der Strukturiertheit der gesprochenen Sprache. Im Sinne eines habitualisierten Spracherwerbs entworfen, entspricht sie einer durch Gewohnheit erworbenen Fähigkeit, deren Eigenstrukturiertheit und möglicher Einfluss auf Sprechakte schlichtweg außer Acht gelassen wird. (vgl. Giuliani-Tagmann 1983:

82ff.) Diesem Einwand wird zwar prinzipiell beigeplichtet, doch wird in dem Fokus auf das Sprechen und dem offenen Sprechsystem auch eine Relevanz dahingehend gesehen, dass obsoletere und starre Sprachkonzepte zugunsten sprecherInnenzentrierter (vgl. Sprachrepertoires und languaging im Folgekapitel) aufgebrochen werden können, die Sprachperformanz an Bedeutung gewinnt und somit Aspekte der Leiblichkeit in den Vordergrund rücken. Unter Berücksichtigung dieser Stärken der Merleau-Ponty'schen Sprachphilosophie, wird im Anschluss eine kontextsensible und sprecherInnenzentrierte Herangehensweise an das Sprechen entworfen.

3.2. SPRECHEN ALS PRAXIS: SPRACHREPERTOIRES & LANGUAGING

*„Manier savamment une langue,
c'est pratiquer une espèce de sorcellerie évocatoire.“
(Baudelaire 1961: 690)*

Mit Merleau-Ponty gehen wir nun davon aus, dass das gesprochene Wort keinen dahinterliegenden Sinn oder eine gewisse Vorstellung ausdrückt, sondern *Sinn in der Artikulation* realisiert wird: „Fixiere ich im Halbdunkel einen Gegenstand und sage endlich: 'Es ist eine Bürste', so taucht nicht in meinem Geiste der Begriff der Bürste auf, unter den ich alsdann den Gegenstand subsumierte, indessen wiederum der Begriff durch häufige Assoziation sich mit dem Wort 'Bürste' verbunden hätte, sondern das Wort selbst ist Träger des Sinnes, und indem ich diesen dem Gegenstand zuschreibe, bin ich mir gänzlich bewusst, den Gegenstand selbst zu treffen“ (PhdW 211). Sinnhafte Artikulation bezieht sich jedoch nicht lediglich auf die semiologische oder syntaktische Ordnung des Gesagten, sondern schließt die *Sprachperformanz* mit ein. Die paralinguistische Dimension repräsentiert daher eine in der wissenschaftlichen Betrachtung²¹ oft hintangestellte Wesenheit des Sprechens, welche darüber hinaus eine große Sensibilität für leibliche Aspekte personaler Erfahrung birgt.

Des Weiteren impliziert eine Sprachbetrachtung in Merleau-Ponty'scher Manier eine

21 In der Soziologie etwa finden paralinguale Elemente wenig Beachtung. Hermeneutische Verfahren beachten zwar die syntaktische, semantische und pragmatische Ebene von Artikulationen (vgl. etwa Lamnek 1988: 193f.; Froschauer/ Lueger 2003: 114ff.), doch in einem geringeren Ausmaß als die ganz besonders in der Linguistik elaborierte Gesprächs- oder die Konversationsanalyse, welche sich allerdings mehr der Rekonstruktion von formalen Regeln und Ordnungsmustern der Gesprächsgestaltung widmen und weniger leiblichen Aspekten (vgl. etwa Kallmeyer/ Schütze 1976; Deppermann 2008; Brinker/ Sager 2010; Henne/ Rehbock 2001).

Perspektive auf das Sprechen, die von der Erfahrung der einzelnen Person in ihrer Lebenswelt ausgeht. Im Sprechen „sucht die Existenz aufs neue zu sich selbst zu kommen“ (PhdW 232) und zwar vor dem Hintergrund einer Sprach- und Kulturwelt, die sie in ihrer Verwirklichung wiederum erschafft. Das Sprechen unterliegt daher einer *SprecherInnengebundenheit* und *Kontextspezifik*. Anstelle von SprecherInnen, welche mittels vermeintlich isolierter Spracheinheiten miteinander kommunizieren, wird von Sprechenden ausgegangen, welche über einen je personalen sprachlichen Bestand verfügen und diesen situativ entsprechend anwenden können. Das Sprechen variiert somit mit den jeweiligen Rollen der sprechenden Person sowie dem Kontext, in dem diese verweilt, und beruht auf einer kommunikativen Kompetenz sich registerspezifisch beziehungsweise mithilfe von stilistischen und dialektalen Sprachmitteln adäquat zu artikulieren. Dieses Sprachkonzept ist unter dem Begriff 'Sprachrepertoire' bekannt und wurde erstmals von dem Linguisten John Gumperz (vgl. 1964, 1965; schließlich Gumperz/ Hymes 1972) vorgestellt. (vgl. Pütz 2004: 226f.) Sprachrepertoires verfügen über eine innere Organisation, welche klar von den üblichen deskriptiven Grammatiken unterschieden ist. Sie umfassen ein weites Spektrum an sprachlichen Redeweisen, welche die kontextuellen und sozialen Unterschiede im Sprechen verdeutlichen, sodass der Kommunikation ein Prozess steter Entscheidungsfindung darüber unterliegt, welche konkreten Artikulationsweisen aus einer Fülle möglicher Sprecharten gewählt werden. Das Sprachrepertoire enthält daher alle für eine Person vorhandenen und möglichen Formen sich sprachlich zu realisieren, wie diverse personal, sozial, regional, funktional oder situativ adäquate Artikulationen. (vgl. Gumperz 1971: 152) So wähle ich beispielsweise in der Kommunikation mit meiner Familie und FreundInnen eine intimere Umgangsform in meiner persönlichen Salzburger und Wiener Färbung, während ich mich im Gespräch mit KollegInnen um eine gewählte, wenig regional geprägte Sprechart bemühe. Werde ich etwa bei einem Vorstellungsgespräch nervös, so beginne ich höher und kurzatmig zu sprechen, wohingegen ich bei Selbstsicherheit eine mittlere Tonhöhe und eine kontinuierlich ruhige Atmung zu halten vermag. Möchte ich meine aufgebrauchte Freundin beruhigen, so werde ich versuchen mit ruhiger Stimme, gleichmäßiger, abfallender Intonation und überlegt besänftigenden Worten auf sie einzuwirken, indes ich anderenfalls meine eigene Erzürnung mit lauter Stimme und sogenannten Kraftworten artikuliere. Die Wahl der je adäquaten Sprachform erfolgt situativ, das heißt, sie kann in funktionaler Bestimmung für die Kommunikation, in symbolischer für die Markierung der Zugehörigkeit, aber auch in leiblich-affektiver für die Artikulation leiblichen Befindens vollzogen werden.

Gumperz stellt auf Basis von Forschungen in Hemnesberget (Norwegen) und Khalapur

(Indien) die These auf, dass jede Modifikation im Sprachrepertoire eine Reorganisation der sozialen Beziehungen innerhalb einer Sprachgemeinschaft bedeutet und konstatiert damit eine Verknüpfung von gesellschaftlichen und sprachlichen Prozessen. In diesem Zusammenhang betont der Linguist auch soziale Beschränkungen bezüglich der gewünschten Artikulationsweise, welche als klare Indizien für Machtverhältnisse im gesellschaftlichen Gefüge zu deuten sind. Der Umgang mit dem Sprachrepertoire stellt folglich soziales Handeln dar, sodass Sprachrepertoires sowohl in sprachlicher, als auch in sozialer Hinsicht interpretierbar sind. (vgl. Gumperz 1971: 173f.)

Blommaert unterstreicht einen weiteren wesentlichen Punkt: „this [language] repertoire is not tied to any form of 'national' space, and neither to a national, stable regime of language. It is tied to an individual's life and it follows the peculiar biographical trajectory of the speaker.“ (Blommaert 2008: 16) Verlassen wir daher einen sozialen Raum um in einen anderen einzutreten – sei es, zum Beispiel, über Staatsgrenzen, sei es in ein anderes sozioökonomisches Milieu – so geht eine allmähliche Umgestaltung oder Ausweitung unseres Sprachrepertoires einher, deren Resultat, ähnlich wie eine Autobiographie, unser Leben widerspiegelt. (vgl. Blommaert 2008: 16) Ich stimme daher mit Christ (vgl. 2009: 38) überein, das personale Sprachrepertoire als einen Speicher der Erkenntnisse, des Wissens, der Vorstellungen und der Bilder zu betrachten oder mit Noras Worten als 'Ort der Erinnerung' beziehungsweise 'lieux de mémoire' (Nora 2005). In der Qualität eines Orts der Erinnerung lagern sich vergangene Erfahrungen, Erinnerungen, Emotionen in sprachlicher Form ab, welche sodann aus dem Speicher heraus wieder aktualisiert werden können. In Anbetracht unseres Rückbezugs auf sedimentierte Sprachformen im Sprechen, lässt sich auch in der gesprochenen Sprache, wie Merleau-Ponty sie nannte, ein Erinnerungsort identifizieren, an dem „eine Vergangenheit im Gedächtnis“ (Nora 2005: 160) behalten wird.

Gumperz hebt an seinem Konzept des Sprachrepertoires hervor, dass es in der Qualität einer flexiblen linguistischen Entität die Kluft zwischen grammatikalischen Systemen und Gruppen von Personen überbrückt. Sprache wird in der Folge als ein *soziales Phänomen* angesehen, das nicht getrennt von SprecherInnen zu betrachten ist (vgl. Duranti/ Goodwin 1992). Der Umstand, dass sich personale sprachliche Ressourcen aus sowohl gleichen, als auch differierenden Sprachformen zusammensetzen, vor allem aber in mannigfaltige soziale Beziehungen eingebettet sind, zeugt von der engen Verknüpfung von Sprechen und Gesellschaft. (vgl. Gumperz 1971: 173f.)

Auf Basis unseres Sprachrepertoires sind wir daher in der Lage ein Sprechen zu praktizieren, das ein gewandtes und kundiges sprachliches Interagieren in diversen Kontexten darstellt

(vgl. Phipps 2007: 2). In diesem Zusammenhang verwenden eine Reihe von AutorInnen den Begriff des 'linguaging' (vgl. Phipps/ Gonzalez 2004; Phipps 2007, 2009; Pietikäinen et al. 2008) und führen damit einen Begriff für das Sprechen im Sinne einer umfassenden, verleblichten und engagierten Interaktion mit der Welt ein (vgl. Phipps 2007: 12). SprecherInnen formen als 'agents' und 'language activists' (Phipps 2007: 12) ihre Sprache und werden umgekehrt durch ihr Sprachrepertoire gekennzeichnet. „'Languagers'“, so betont Phipps, „use the ways in which they perceive the world to develop new dispositions for poetic action in [...] language“ (Phipps 2007: 12). Die Linguistin lehnt die Betrachtung von Sprache als ein Bündel an Fähigkeiten ab, da ein solches Kompetenzen-Paradigma das Sprechen auf eine „Sprechleistung“ in einer vermeintlichen Einzelsprache reduziert. (vgl. Phipps 2007: 2) Diesbezüglich sei festgehalten, dass 'die Sprache' eine aus diversen konkreten Sprechakten gezogene Abstraktion darstellt, welche allgemeine Kennzeichen aus einer Vielfalt an sprachlichen Realisierungen herauszugreifen sucht. Das Bemühen ein solches Konstrukt aufzustellen, beruht zum einen auf den Erfahrungen der KonstrukteurInnen und zum anderen auf einer notwendigen Verkürzung, da nur eine endliche Menge an Daten erfasst werden kann. Konzepte 'einer Sprache' sind folglich stets rudimentär und enthalten auf Grund ihres Konstruktionscharakters subjektive und politische Momente. (vgl. Kremnitz 1994: 10ff.)

Doch auch in den Konzepten des Sprachrepertoires und des linguaging, denen die Idee individueller Sprachbestände und -kompetenzen zugrunde liegen, ist nicht von einem sprachlichen Determinismus auszugehen, im Zuge dessen sprachliche Artikulationen einer Person festgelegt werden. Vielmehr handelt es sich um habitualisierte Sprechweisen beziehungsweise Stile sich auf Basis eines personalen sprachlichen Fundus oder allgemeiner vielfältig bestehender Sprachstrukturen zur Welt zu entwerfen. Da Sprache insofern unsere Verfügungsgewalt übersteigt, als dass sie stets auf sedimentierte Sprachgestalten zurückgreifen muss, das Bezeichnete aber in der Folge das Bezeichnende überragt und das Sprechen somit immer tiefer und weiter als die bewusste Sprechintention reicht (vgl. Waldenfels 1983: 175), bleibt Sprache bis zu einem gewissen Maße immer unbestimmt und offen. Infolge des Prinzips der Ambiguität, wie es Merleau-Ponty beschreibt, sind wir nicht Gefangene unserer Sprache, sondern vermögen uns stets neu zu entwerfen.

In der Tatsache, dass sich das Sprachrepertoire in der Interaktion entwickelt, wird für die Linguistin Busch die Dynamik und Versatilität desselben evident. Sie verortet das Konzept des Sprachrepertoires in einer unter anderem von Bachtin, Jakobson und Hymes vertretenen Auffassung von Sprache, „in der sprachliche Form nicht als Objekt gesehen wird, sondern als ein sozialer Prozess und eine Praxis, die einen Metakommentar zu ihrer eigenen Produktion

hervorbringen“ (Busch 2010b: 60). Das Repertoire besteht daher nicht aus Einzelsprachen, von denen situationsabhängig Gebrauch gemacht wird. Vielmehr erweist es sich als heteroglossischer (vgl. Bakhtin 1981; Todorov 1984) Komplex an Stimmen, Diskursen und Codes, welche simultan mit den einhergehenden leiblich-emotionalen Erfahrungen den Möglichkeitsraum sprachlicher Artikulation formen. Busch stellt an sprachlichen Dispositionen in weiterer Folge eine doppelte Orientierung fest, welche zum einen retrospektiv am Prozess ihrer Bildung und zum anderen prospektiv an Wünschen und Imaginationen ausgerichtet ist. (vgl. Busch 2010b: 60)

Das Konzept von Sprechen, wie es hier als ein sprachliches Interagieren auf Basis eines personalen Repertoires vertreten wird, liegt deutlich quer zu weit verbreiteten und vertretenen Annahmen von Sprache als einem von anderen Einzelsprachen isolierten grammatikalischen Regelsystem, das inwendige Gedanken und Emotionen zum Ausdruck bringt. Wie wir im Anschluss sehen werden, gehen mit dieser Sprachauffassung Vorstellungen einer vermeintlichen Einheit von Kultur und ethnischer beziehungsweise nationaler Identität (vgl. etwa de Cillia/ Wodak 2006; Wodak et al. 1998) sowie einer scheinbaren sprachlichen und kulturellen Homogenität einher (vgl. etwa Wodak et al. 1998; Gumperz 1971). Vergegenwärtigen wir uns jedoch, dass jede und jeder von uns, die wir befähigt sind in diversen Kontexten und Situationen mittels vielfältiger sprachlicher Kompetenzen sinnhaft zu agieren, gleichsam als *mehrsprachig* zu betrachten sind, so sind Annahmen einer sprachlichen Einheit nicht haltbar und Vorstellungen dahingehend obsolet. Gumperz argumentiert in diesem Zusammenhang, dass zwischen Sprache und Sozialsystemen kaum von einer isomorphen Beziehung auszugehen ist, wir Sprachgemeinschaften oder 'speech communities' (Gumperz 1971: 64) aber dennoch als voneinander unabhängige, kulturell homogene Einheiten betrachten, deren Angehörige eng verwandte Varietäten einer singulären Sprache sprechen. Zwar kann das Bestehen keiner einigermaßen beständigen Gruppe von Personen ohne regelmäßige und frequente Kommunikation gewährleistet werden, doch die sprachliche Interaktion notwendigerweise auf einen Monolingualismus zu gründen, erweist sich laut Gumperz als ein Fehlschluss. (vgl. Gumperz 1971: 64) Vor diesem Hintergrund einer gesellschaftlichen Mehrsprachigkeit gilt es das Konzept des Multilingualismus zu diskutieren und der Annahme eines Monolingualismus gegenüberzustellen.

3.3. *LEBENSWELTLICHER MULTILINGUALISMUS & HABITUALISIRTER MONOLINGUALISMUS*

*„Die deutsche Sprache ist [...] die Staatssprache der Republik.“
B-VG, Artikel 8 (1)*

Die bisherigen Erörterungen haben uns zur Einsicht gebracht, dass wir als kompetente SprecherInnen, die in der Lage sind dem Kontext und der Situation entsprechend aus einem personalen Sprachrepertoire zu schöpfen, mehrsprachig sind. Mit dem Romanisten Lüdi halten wir fest: „Mehrsprachig ist, wer über ein Repertoire verfügt, das ihn oder sie dazu befähigt, die schriftlichen und/ oder mündlichen kommunikativen Bedürfnisse im Alltag in wechselnden Situationen abwechslungsweise in mehreren Sprachen zu befriedigen“ (Lüdi 2003: 40). Dazu bedarf es weder, wie weitgehend angenommen wird, einer Aneignung der Sprachen im Kindesalter, noch ausgeglichener oder gleichbleibender kommunikativer Fähigkeiten. Mehrsprachigkeit umfasst somit unterschiedliche Formen, wie:

„[...] frühkindliche vs. späte Mehrsprachigkeit, Mehrsprachigkeit in mehreren Verkehrssprachen vs. Mehrsprachigkeit in Situationen, in welchen sich eine dominierende und eine minorisierte Sprache gegenüberstehen, erwünschte und aufgezwungene Mehrsprachigkeit, ausgeglichene und asymmetrische Kompetenzen, Schriftlichkeit und Schulbildung in einer, mehreren oder allen Sprachen des Repertoires, Mehrsprachigkeit in polyglossischen Situationen vs. individuelle, 'isolierte' Mehrsprachigkeit usw.“ (Lüdi/ Nelde 2004: VIII).

Ein mannigfaltiges und stets einem Wandel unterworfenes sprachliches Repertoire, welches uns zu multilingualen SprecherInnen macht, unterliegt folglich keinem Defizit-, sondern einem bedürfnisorientierten Sprechmodell. (vgl. Lüdi 2003: 40ff.)

Dem Linguisten Crystal zufolge werden weltweit über 5000 Sprachen – sofern 'eine Sprache' überhaupt präzise als zählbare Einheit von 'einer anderen' unterschieden werden kann – gesprochen, wobei etwa ein Drittel davon in Asien, ein weiteres Drittel in Afrika, ein Fünftel im pazifischen Raum, 15 Prozent auf dem amerikanischen Kontinent und lediglich 3 Prozent in Europa praktiziert werden (vgl. Crystal 1987: 360). Multilingualität erweist sich global betrachtet als die Regel, während Bilingualität als Grenzfall von Multilingualität und Monolingualität als „ein Sonderfall, gar eine Behinderung“ (Lüdi/ Nelde 2004: VII) zu bewerten sind. Eine mehrsprachige Artikulationsweise stellt die Wirklichkeit aller Menschen weltweit, in Österreich und spezifisch in Wien dar. Mit Gogolin kann daher von einer 'lebensweltlichen Mehrsprachigkeit' (Gogolin 1988) ausgegangen werden. Doch nicht nur lebensweltlich, sondern auch wissenschaftlich kann die Mehrsprachigkeit im Sinne eines

unabänderlichen und unentbehrlichen sprachlichen Fonds supponiert werden. Dies legen insbesondere phänomenologische Zugänge, wie der hier im Anschluss an Merleau-Ponty gewählte, oder die Perspektive der Anthropologischen Linguistik, vertreten von Gumperz und Hymes, nahe. Darüber hinaus haben Linguisten, wie Grosjean (vgl. 1985), Lüdi und Py (vgl. 1984) oder Siguán (vgl. 1987), um nur einige zu nennen, ein umfassendes polylektales beziehungsweise plurilinguales Konzept sprachlicher Repertoires etabliert (vgl. Lüdi 2003: 39). Die Linguistin Franceschini schlägt in Folge eine 'Linguistik der Potentialität' (2003) vor und setzt sich damit für die Verschiebung des Multilingualismus aus der Peripherie in den Kern wissenschaftlicher Thematisierung ein (vgl. Franceschini 2003: 248f.). Diese Fokussierung ist freilich nicht nur für die Linguistik sinnvoll, sondern verspricht auch der Soziologie neue Zugänge und innovative Erkenntnisse zu bringen, da es den Blick auf die umfassende, diverse Sprachlichkeit legt ohne Teile davon zu verdrängen und/ oder Wertungen zu unterziehen. Des Weiteren vermag die Linguistik der Potentialität die Mehrsprachigkeit aus der Illusion zu befreien lediglich eine Eigenschaft von Randgruppen zu sein (vgl. Franceschini 2003: 247). Der Blick wird schließlich auf die funktionale und soziale Bedeutung der jeweiligen Elemente eines personalen Sprachrepertoires gerichtet und kann somit Einblick in die Sprachpraktiken und ihre sozialen Kontexte geben.

Wider dieses wissenschaftlichen Ansatzes und der Konzeption einer mehrsprachigen Existenz von Individuen hält sich hingegen die Wahrnehmung eines 'natürlichen Monolingualismus'. Auf Basis diverser kultureller Ideen und Annahmen werden sprachliche Praktiken bezeichnet, kategorisiert und bewertet. Solch implizit wirkende Vorstellungen über Sprache und Sprechen nennen eine Reihe von AutorInnen (vgl. unter anderem Gal 2006; Kroskrity et al. 1992; Woolard/ Schieffelin 1994; Schieffelin et al. 1998) 'Sprachideologien'. Unter dem Begriff der Ideologie im Allgemeinen wird ein Set an Vorstellungen und Konzepten über das Wesen von Menschen und der Gesellschaft sowie über die Art und Weise, wie sich das Leben gestaltet oder gestalten sollte, verstanden. Ideologien versuchen somit bestehende Sozietäten zu erklären und zu strukturieren und können sich als sehr strukturierte Komplexe von solch Vorstellungen und Konzepten (wie beispielsweise Kommunismus oder Kapitalismus) präsentieren. Sie spiegelt jedoch auch Gefühle, gar Vorurteile hinsichtlich Macht, Politik und sozialer Ordnung wider. Schließlich unterliegen Ideologien moralische Ansichten und Bewertungen. (vgl. Slatterly 2003: 131) Der Soziologe Scherr weist im Anschluss an Marx darauf hin, dass Ideologien im Sinne von Rechtfertigungsdogmata Bestandteil von Macht- und Herrschaftsverhältnissen sind, da sie existente Machtasymmetrien und soziale Ungleichheiten als Zeichen vermeintlich unveränderlicher Unterschiede zwischen sozialen

Klassen, Geschlechtern, Kulturen et cetera darstellen und somit der Begründung und Legitimierung von Machtbeziehungen dienen (vgl. Scherr 2006: 114). Sprachideologien im Besonderen stellen ein System von Vorstellungen über soziale und sprachliche Beziehungen in einer gewissen Sozietät dar, mit dem stets moralische und politische Interessen einer sozialen Gruppe einher gehen (vgl. Irvine 1989: 255; Silverstein 1979: 193). Sprachideologien erweisen sich auf Grund der Vielfalt sozialer Merkmale, wie Geschlecht, Schicht, Religion et cetera als mannigfaltig, insofern jedes individuelle Merkmalsbündel andere Implikationen auf Konzepte von Sprache und Sprechen hat. (vgl. Kroskrity 2000: 5-12)

Sprachideologien beginnen mit der Vorstellung von *Einzel Sprachen*, welche einander mehr oder weniger ähneln, fallweise regionale, gewiss jedoch soziale Varietäten sowie einen festgelegten *Standard* in Form von grammatikalischen und syntaktischen Regeln inklusive lexikalischen und phonetischen Normen kennen. Damit einhergehend besteht die Erwartung an ein korrektes und richtiges, sprich normkonformes Sprechen, welches keine Mischung von 'Sprachen' vorsieht. Im Gegenteil wird von einer 'reinen, in sich homogenen Sprache' ausgegangen (vgl. beispielsweise Gogolin 2003: 62ff.). Als solche gilt sie als zählbares Gut, das wir besitzen beziehungsweise beherrschen können ('Ich kann vier Sprachen'). Sprechweisen sind des Weiteren lediglich als 'Sprache' akzeptiert, wenn sie eine standardisierte und geregelte Form der Verschriftlichung sowie ein Schrifttum aufweisen, das heißt eine innere Homogenität sowie eine kulturelle und historische Gewachsenheit bekunden. Die Mündlichkeit, wie sie beispielsweise in kolonialen Gebieten und ländlichen Peripherien Europas geläufig ist, wurde in der Folge lange Zeit zu einer Quasi-Sprache gemindert.

Sprachideologien betreffen darüber hinaus die Vorstellung expressiver Authentizität, welche die spezifischen Haltungen, Überzeugungen und Wesensarten einer gewissen SprecherInnengruppe widerzuspiegeln vermag. Auf diese Weise können Redeweisen und gar 'Sprachen' als soziale Kennzeichnung und Differenzierung von SprecherInnen und SprecherInnengruppen fungieren. Während es dergestalt möglich ist die sprachlichen Praktiken einer Gruppe in den Vordergrund zu rücken, können jene anderer SprecherInnen, wie etwa jene von Minderheiten, in den Hintergrund verschwinden. Hier spätestens erreichen Sprachideologien eine politische Dimension, in der Fragen der Macht an Relevanz gewinnen. Schließlich existiert unter anderem die Vorstellung, sozialen Gruppen sollte auf Grund ihrer vermeintlichen sprachlichen Homogenität und Divergenz von anderen Sprachgruppen ein eigener geografischer Raum und/ oder eine gewisse politische Autonomie zuteil werden. Solcherlei Annahmen von Sprache gebührt es Ideologie genannt zu werden, so Gal (2006:

15), „because it takes a perspective on the empirical world, erasing phenomena that do not fit its point of view; ideology too because it is linked to political positions“ (vgl. Gal 2006: 13ff.)

Die genannten Konzepte von Sprache und Sprechen, denen klar ein monolinguales Verständnis zugrunde liegt und denen wir tagtäglich anheimfallen, stellen nur einen Ausschnitt der latent existierenden Sprachideologien dar (weiteren werden wir in den persönlichen Spracherfahrungen der hier Befragten begegnen). Nach einer eingehenden Erörterung entsprechen sie jedoch weder der Wirklichkeit, noch sind die politischen Annahmen haltbar, die sich hinsichtlich einer Homologie von Staat, Nation und Sprache entwickelt haben. Eine solch vollkommene Übereinstimmung hat es weder in Europa noch in einem anderen Erdteil je gegeben. Vielmehr handelt es sich um historische Konstrukte, deren Entwicklung zur Zeit der Französischen Revolution und der Bildung der ersten modernen Nationalstaaten Ausgang genommen hat (vgl. Lüdi 2003: 39f.; Gal 2006: 14f.) und bis heute in mannigfachen Auswüchsen anhält. Die Konzeption einer monolingualen Welt, welche sich entlang genannter und unzähliger anderer impliziter wie expliziter Sprachideologien schöpft, kommt einer, in Derridas Worten, 'Hegemonie des Homogenen' (1997: 28) gleich. Angesichts eines dergestalt präsupponierten Monolingualismus lässt sich gar von einer monolingualen Habitualisierung ausgehen, auf Basis derer wir unser Verhalten entwerfen und vollziehen. Die Erziehungswissenschaftlerin Gogolin hat den Begriff des 'monolingualen Habitus' erstmals im Jahre 1994 eingeführt, der das Personal nationalstaatlich ausgerichteter schulischer Institutionen in deren Lehrtätigkeit prägt. Sie definiert ihr Habitus-Konzept als „Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkmatrix“ (Gogolin 2008: 31) und „intrinsisches Merkmal des klassischen Nationalstaats“ (Gogolin/ Kroon 2000: 9), das Monolingualismus zum Normalfall erklärt. (vgl. Gogolin/ Kroon 2000: 9) Gogolin recurriert dabei auf Bourdieu, der den Habitus im Sinne inkorporierter Haltungen, Dispositionen, Gewohnheiten, Einstellungen und Wertvorstellungen eines Menschen in seiner sozialen Welt bestimmt, mittels derer er an der sozialen Praxis teilzunehmen und eben diese hervorzubringen vermag (vgl. Fuchs-Heinritz/ König 2005: 113ff.).

Während für Bourdieus Konzept eine Bindung des Habitus an die Sozillage einer Person essentiell ist (vgl. Fuchs-Heinritz/ König 2005: 115) und Gogolin demgemäß ein habitualisiertes monolinguales Gebaren an dem Berufsstand der LehrerInnen²² festmacht, wird

22 „Im Beruf des Lehrers [und der Lehrerin; Anmerkg. LH], so kann unterstellt werden, liegen nach Ausbildung, sozialer Lage und Umständen der Berufsausübung so viele gemeinsame, zugleich von anderen Berufen abgrenzbare strukturelle Merkmale und Bedingungen materieller Existenz, dass von der Ausbildung eines speziellen Habitus gesprochen werden kann [...]“ (Gogolin 2008: 31f.).

der Terminus der monolingualen Habitualisierung hier im Anschluss an Merleau-Ponty auf das habituelle Zur-Welt-sein rückgeführt (vgl. Kapitel 1.2.; 1.3.2.). Dabei spielen soziale Lage und materielle Bedingungen primär keine Rolle damit eine monolinguale Habitualisierung der Gesellschaft erklärt werden kann. Essentiell ist die Inkorporierung von Sprachideologien als habituelles Wissen, vor deren Hintergrund wir uns sprachlich verhalten. In unserem sprachlichen Verhalten realisieren wir (wiederum) das Sprechen und ihm zugrundeliegende Vorstellungen, sofern wir der Habitualisierung nicht entsteigen.

Ähnliches spiegelt sich in den Erzählungen der Befragten der vorliegenden Studie wieder. Sprachideologien durchziehen ihr Selbstverständnis als SprecherInnen und das Verständnis von Sprachlichkeit in unserer Gesellschaft, wobei sich darunter Kontexte und Situationen auftun, in denen diese Ideologien in verschieden starker Gewichtung zum Tragen kommen. So mögen sich Erwartungen an das Sprechen in einem schulischen Kontext oder auch einem universitären, in welchem Sprachkenntnisse erworben werden, stärker an die grammatikalische, lexikalische und phonetische 'Korrektheit' knüpfen und Abweichungen als 'Mängel' und 'Fehler' betrachtet werden, als in anderen, wie etwa in einer von einer Befragten so genannten 'language bubble' eines mehrsprachigen Arbeitsumfeldes. In genannten Feldern erweisen sich Sprachideologien je nach der Sprachlichkeit der Interagierenden und dem Interaktionsziel als mehr oder weniger relevant und tragen mehr oder weniger dazu bei die Interaktion mit Normen und Erwartungen zu strukturieren.

Die Konsequenzen einer monolingualen Habitualisierung betreffen uns nun nicht lediglich auf einer leiblichen Ebene, sondern reichen schließlich bis in politische Dimensionen. In diesen lassen sich ebenso national-monolinguale Tendenzen erkennen, welche sich nur auf den ersten Blick einen Anstrich der Diversität geben. In sozialwissenschaftlichen Umfragen lassen sich in Österreich wider der bisher angestellten Überlegungen immer wieder hohe Zustimmungsraten zum Konzept einer Staats- beziehungsweise Konsensualnation verzeichnen. So zeigte die Befragung aus dem Jahre 2004 zur 'Österreichischen Identität' (vgl. Fessel-GfK 2004: 13 zit. nach de Cillia/ Wodak 2006: 72f.), dass 83 Prozent der Befragten der Behauptung „Eine Nation beruht auf Zustimmung der Menschen zu dem Staat, in dem sie leben; auch wenn diese Menschen verschiedene Sprachen sprechen wie z.B. in der Schweiz“ zustimmten, während lediglich 15 Prozent die Aussage „Eine Nation beruht auf der gemeinsamen Sprache, egal, ob die Menschen, die diese Sprache sprechen in einem oder in mehreren Staaten leben“ bekräftigten. Mit einer derartigen Frage, die offensichtlich auf eine großdeutsche Sprachnation hinausläuft, wird jedoch schwerlich eine dem offiziellen Selbstverständnis der Zweiten Republik zuwiderlaufende Einstellung erhoben werden können.

Ein Blick auf den halböffentlichen und quasiprivaten Diskurs, wie ihn das Arbeitskollektiv von LinguistInnen (vgl. Wodak et al. 1998; Wodak et al. 2009; de Cillia/ Wodak 2006, 2009) wagte, vermag dahingegen den hohen Stellenwert kultureller und sprachlicher Elemente für eine 'österreichische Identität' aufzuzeigen. Die diskursanalytischen Studien demonstrierten, dass eine gemeinsame Sprache erstens ein wesentliches Mittel zur innerösterreichischen Abgrenzung gegenüber alten und neuen sprachlichen Minderheiten darstellt, wie FPÖ-Slogans der Art „Deutsch statt 'Nix verstehn'“ immer wieder verdeutlichen. Zweitens dient ein spezifisch österreichisches Deutsch zur Distanzierung von Deutschland, was Kampagnen vor der EU-Abstimmung in Form von „Marmelade wird nicht Konfitüre heißen, Topfengolatsche nicht Sahnetörtchen und die Burenwurst nicht Bockwurst“ (de Cillia/ Wodak 2006: 78) illustrieren. (vgl. de Cillia/ Wodak 2006: 72ff.) Ein Bewusstsein für die gesellschaftliche Mehrsprachigkeit – sei es die eigene, wie oben erörtert, oder jene der alten und neuen Minderheiten – ist wenig bis kaum vorhanden, wie sich etwa deutlich in dem Konflikt um die zweisprachigen Ortstafeln in Kärnten oder der späten Anerkennung inklusive vager Bestimmungen (vgl. B-VG, Artikel 8 (3)) der Österreichischen Gebärdensprache im Jahre 2005 widerspiegelt. In halböffentlichen und quasiprivaten Gesprächen äußern sich lediglich Angehörige sprachlicher Minderheiten zum Thema (der eigenen) Mehrsprachigkeit. Vielmehr wird von 'monolingualen' SprecherInnen gegenüber einer Anderssprachigkeit Angst geäußert, die sich in der Sorge ausgenutzt oder nicht verstanden zu werden gründet. (vgl. de Cillia/ Wodak 2006: 78ff.) Die LinguistInnen konstatieren für Österreich schließlich einen sprachnational(istisch)²³ geprägten öffentlichen Diskurs, der sich besonders mit der Koalitionsbildung der ÖVP mit der FPÖ im Jahre 1999 intensiviert, zum Einbezug einer 'Ausländerfrage' in die Tagespolitik und zur Darstellung einer Anderssprachigkeit als

23 Mit Nationen meinen de Cillia und KoautorInnen im Anschluss an Anderson (1988: 15ff.) 'imagined communities' oder 'vorgestellte Gemeinschaften' und in diesem Sinne 'mentale Konstrukte' (de Cillia 2010: 34). Dergestalt existieren sie in unseren Köpfen als souveräne und begrenzte politische Unität, welche mit einer diskursiv erzeugten 'nationalen Identität' einhergeht. Letztere stellt einen Komplex von gemeinsamen Wahrnehmungsschemata, Vorstellungen, emotionalen Haltungen und Verhaltensdispositionen dar, welche aus einer 'nationalen' (alltagspraktischen, institutionellen, politischen, medialen, sportlichen) Sozialisierung resultiert. (vgl. de Cillia 2010: 34)

Die Entwicklung des 'Nationalstaats' im Sinne einer Einheit von Volk, Territorium, Kultur und Sprache sehen der Soziologe Wimmer und die Anthropologin Glick Schiller verknüpft mit einem sich stetig intensivierenden politischen Wettkampf um die Vormachtstellung in Europa. Nationalchauvinismen und Rassismen dienten sowohl als Legitimation für Kolonialisierungsaktivitäten als auch für eine Kulmination der Rivalität in den Ersten Weltkrieg. Vor dem Hintergrund dieses Konkurrenzkampfes und der Auffassungen von Nation und 'Rasse', welchen Eliten, politischen Autoritäten und Intellektuellen Anstoß gaben, wurden in Folge systematische Bemühungen zur Eliminierung, Negierung oder Homogenisierung innerer Diversität unternommen, die in allen Staaten Europas und Amerikas existierte. (vgl. Wimmer/ Glick Schiller 2002: 314) Es sei schließlich betont, dass Nationstaaten keine vormoderne Ethnie, einheitliche Sprache oder ähnliche Konzeptionen zugrunde liegen, sondern dass, wie Gellner (vgl. 1991, 1995) betont, es ein Nationalismus sei, der Nationen hervorbringe und nicht umgekehrt. (vgl. Wodak et al. 1998: 29f.)

Bedrohung geführt hat (vgl. de Cillia 2010: 42f.).

Anhand der bisherigen Ausführungen wird deutlich, dass sich in Österreich ein Spannungsfeld zwischen nationalen wie monolingualen Ansprüchen, Vorstellungen und Erwartungen und einer diversifizierten multilingualen Wirklichkeit eröffnet. Das Feld reicht dabei von der politischen bis hin zur persönlichen Dimension, sodass von einer monolingual habitualisierten Umwelt gesprochen werden kann, die sich von monolingualen Ideologien und monolingual habitualisierten Sprachverhalten geprägt zeigt. Darin findet Mehrsprachigkeit nicht nur beschränkt Platz, sondern erfährt in vielen Fällen eine Stigmatisierung. Vor diesem Hintergrund stellt sich daher die zentrale Frage, wie Menschen, welche in ihrem eigenen Selbstverständnis und dem des Großteils der Gesellschaft als mehrsprachig gelten, ihre monolingual habitualisierte Umwelt erleben. Darauf soll in weiterer Folge eine Antwort gegeben werden.

ZUSAMMENFASSEND

Im Anschluss an Merleau-Pontys Ansätzen einer Sprachphilosophie sind Worte als Mittel eines leiblichen Vermögens in einer Sprachwelt bestimmt. Sprechen ist stets Artikulation des Zur-Welt-seins, wobei sich unser Denken erst in der jeweiligen Sprachform hervorbringt. Mit Gumperz' Konzept des Sprachrepertoires zeigt sich die enge Wechselbeziehung zwischen unserem Sprechen, das heißt den uns jeweils persönlich zu Verfügung stehenden sprachlichen Ressourcen und der situativ gewählten Redeweise, und dem sozialen Umfeld, in das wir gebettet sind. Mit jeder gesellschaftlichen Entwicklung geht ein Wandel des Sprachrepertoires einher und umgekehrt. Das Sprechen stellt sodann eine Sprachpraxis dar, ein languaging im Sinne unserer umfassenden, verleblichten und engagierten Interaktion mit der Welt. Somit sind SprecherInnen als sprachvermögend und multilingual zu betrachten. Mehrsprachigkeit betrifft sowohl die Mikroebene, auf der die persönlichen Spracherfahrungen, Möglichkeiten und Restriktionen durch Sprache verhandelt werden, als auch die Makroebene, auf der politische und ideologische Fragen aufgeworfen werden, wobei die beiden Dimension in einer engen Wechselbeziehung stehen.

Gegenüber der Ansicht einer lebensweltlichen Mehrsprachigkeit finden sich jedoch implizite und explizite Annahmen einer Monolingualität. Letztere reproduziert sich mittels diverser Sprachideologien, welche tief in das sprachliche, politische und individuelle Selbstverständnis in Österreich eingedrungen sind. Im Sinne einer monolingualen Habitualisierung werden sprachnationale Vorstellungen und monolinguale Annahmen wie Erwartungen hinsichtlich

einer 'österreichischen Identität' deutlich. Für Österreich und insbesondere Wien lässt sich daher ein Spannungsfeld zwischen einer monolingualen Habitualisierung und einem lebensweltlichen Multilingualismus konstatieren.

4. VOM LEIBLICHEN SPRACHEMPFINDEN: EIN FORSCHUNGSKONZEPT

*„Wollen wir auf die 'Sachen selbst' zurückgehen.“
(Husserl 1984: 10 zit. nach
Großheim 2004: 145)*

Phänomenologische Erkenntnisstrategien, die sich ab 1900 entwickelt haben und in ihrem Ursprung vor allem mit den philosophischen Betrachtungen Edmund Husserls verbunden sind, weisen antizipierte Theoriekonstrukte als Ausgangspunkt zurück. Stattdessen optieren PhänomenologInnen für den Bezug auf die Wahrnehmungsperspektive des Menschen sowie auf die Gegebenheiten, die sich ihm als einem intentional Eingestellten vorbringen. Das Fundament, auf das sich die Wissenschaft somit gründet, ist das alltägliche Wahrnehmungs- und Erfahrungsfeld. (vgl. Kröll 2009: 44f.) Phänomenologie ist, in den Worten Tilliettes und Métraux „[...] Reflexion auf ein Unreflektiertes; sie führt stets auf einen Grund zurück, aus dem sie entspringt und von dem sie sich nährt“ (Tilliette/ Métraux 1981: 185).

Der Begriff der 'Phänomenologie' geht auf das griechische Verb 'φαίνεσθαι' oder 'faínestai' mit der Bedeutung 'erscheinen' zurück (vgl. Kröll 2009: 46). Mit einem Phänomen ist in der Phänomenologie folglich das Wahrgenommene bezeichnet, allerdings mit dem besonderen Merkmal, dass das Wahrgenommene in einzigartiger Weise für das wahrnehmende Subjekt erscheint. Das heißt, „der Gegenstand der Wahrnehmung ist nicht der an sich wahrgenommene Gegenstand, sondern der Gegenstand, wie er sich mir in der Wahrnehmung gibt“ (Stoller 1995: 47). Somit befasst sich die phänomenologische Herangehensweise mit dem *Wie* eines Wahrnehmungsgegenstandes. Das Phänomen ist dann das, was unserem Bewusstsein bleibt, wenn die Welt ausgeklammert wird – ein Gegenstand, reduziert auf die Komponente des Für-mich (vgl. Müller 1975: 86). Strebt die Phänomenologie im Rückgang auf eine originäre Erfahrung in der Lebenswelt die Offenlegung eines Phänomens an, so wird die Frage nach der tatsächlichen Beschaffenheit außen vor gelassen, schließlich existieren Dinge in der Art, wie sie sich mir darbieten. Das Phänomen lässt sich als das

Wahrgenommene verstehen, wie es sich dem/ der Wahrnehmenden präsentiert²⁴. (vgl. Stoller 1995: 46ff.)

In den Sozialwissenschaften sind phänomenologische Erkenntnisstrategien vor allem durch einen Rekurs auf die Philosophische Anthropologie gekennzeichnet und damit durch die grundlegende Position, dass menschliche Natur und gesellschaftliche Kultur verschränkt sind. Die Konstitution einer Gesellschaft ist dabei eine spezifisch menschliche Tätigkeit und vollzieht sich als ein „komplexer Vorgang bewusster und nichtbewusster Erzeugung des gesellschaftlichen Lebenszusammenhangs“ (Kröll 2009: 48). Nachdem das Subjekt maßgeblich an der Konstitution der Gesellschaft beteiligt ist, stellen sich der Phänomenologie Fragen nach der Produktion und Reproduktion gesellschaftlichen Lebens durch die Alltagspraxis. Denn in unserem Handeln und Interpretieren, Deuten und Verstehen geht die Welt als ein sozialer Lebens- und Sinnzusammenhang hervor. Deren diverse Formen nimmt sich die Phänomenologie vor zu beforschen. (vgl. Kröll 2009: 47ff.) Den naheliegenden Schluss, dass sich die Phänomenologie als philosophische Fundierung für die Sozialwissenschaft eignet, zog bereits Alfred Schütz in den frühen 1930er Jahren. Dieser erkannte, wie Luckmann erläutert, dass die uns objektiv erscheinenden Bewandnisse historischer und sozialer Wirklichkeit stets in der subjektiven Ausrichtung an der Welt gründen. In der phänomenologischen Beschreibung der Lebenswelt liegt dann die Verbindung zwischen Phänomenologie und Gesellschaftstheorie sowie das Fundament einer verstehenden beziehungsweise interpretativen Soziologie²⁵. Es gilt also eine verständliche Beschreibung des Alltagslebens, das die Basis jedweder soziologischen Theorie bildet, in seinen konstituierenden Zusammenhängen zu generieren und zu analysieren. (vgl. Luckmann 1999: 198ff.) Phänomenologische Erkenntnisstrategien zeichnen sich nun dadurch aus, das soziale Leben auf der Ebene der Sinnproduktion zu untersuchen (vgl. Kröll 2009: 50), was unweigerlich eine hermeneutische Interpretation von gesellschaftlichen Objektivationen – wie es das Sprechen ist – bedeutet. Es gilt „methodisch kontrolliert durch den oberflächlichen Informationsgehalt des Textes hindurch zu stoßen zu tiefer liegenden (das heißt eben: in gewisser Weise 'latenten' beziehungsweise 'verborgenen') Sinn- und Bedeutungsschichten und

24 Sowohl Kröll als auch Stoller sprechen in diesem Zusammenhang anknüpfend an Hegel einen 'schlechten Idealismus' (Kröll 2009: 46) und einen 'schlechten Subjektivismus' (Stoller 1995: 47) an. Beide weisen jedoch an je gleicher Stelle darauf hin, dass es sich bei den Phänomenen, wie sie der Phänomenologie Gegenstand sind, um ein Zwischen von Subjekt und Objekt, um intersubjektive Wahrnehmungserfahrungen handelt.

25 Da die Phänomenologie eine Philosophie ist, welche direkt an der Erfahrung des/ der Einzelnen als Fundament einer Gesellschaftstheorie ansetzt, erkennt Luckmann ihr den Status einer Proto-Soziologie an (vgl. Luckmann 1999: 205).

dabei diesen Rekonstruktionsvorgang intersubjektiv nachvollziehbar zu machen bzw. nachvollziehbar zu halten“ (Hitzler/ Honer 1997: 23 zit. nach Lamnek 2005: 221). Vor diesem Hintergrund wird im Anschluss gezeigt werden, wie der Frage nach dem leiblichen Erleben multilingualer SprecherInnen in einem monolingual habitualisierten Lebensumfeld methodisch nachgegangen werden kann.

4.1. DER FORSCHUNGSPROZESS

Der Forschungsprozess gestaltet sich in sieben wesentlichen Phasen (vgl. Abbildung 1). Zum Zeitpunkt der Abgabe der vorliegenden Arbeit stand bereits der sechste Zyklus kurz vor Abschluss, sodass das Vorgehen in weiterer Folge in der Vergangenheit präsentiert wird. Die Resultate der Forschung sind, wie erwähnt, in der Masterarbeit aus der Linguistik an der Universität Wien oder in der kurzen Vorausschau auf die Ergebnisse in Kapitel 4.5 nachzulesen.

In der Planungsphase wurden auf Basis einer umfassenden Literaturrecherche und -erarbeitung grundsätzliche Entscheidungen getroffen, die sowohl die Zuspitzung des Themas, als auch die Wahl eines qualitativen Zugangs und die methodologische Positionierung im interpretativen Paradigma betreffen. Anschließend erfolgte die Auswahl der Befragten, woraufhin der erste Kontakt zu diesen aufgenommen wurde um sich der Zugänglichkeit des Feldes zu versichern. Parallel dazu wurde ein variierendes Forscherinnenteam aus Kolleginnen organisiert, das sich zum Zwecke gegenseitiger Unterstützung bei Masterarbeitsprojekten im Laufe des Sommers 2011 wiederholt zusammenfand. Die Planungsphase wurde mit der zeitlichen Einteilung der Forschungszyklen abgeschlossen.

Die anschließende Orientierungsphase diente der Testung des Feldzugangs und der Erhebungsmethode. Konkret bedeutete dies die Führung eines ersten Interviews, auf Basis dessen Adaptionen hinsichtlich des Intervieweinstiegs vorgenommen wurden. Da sich die gewählte Methode als geeignet erwies, erfolgte die Kontaktaufnahme und Terminvereinbarung mit weiteren InterviewpartnerInnen. Diese Vorbereitungen legten den Grundstein für den nachstehenden zirkulären Forschungsprozess. Zyklisches Vorgehen soll, erstens, die Verflechtung von Erhebung und Interpretation, zweitens, die stete Reflexion auf inhaltlicher, methodischer und persönlicher Ebene, drittens, eine flexible Gestaltung der Erhebungs- und Analysemethoden, viertens, die fortwährende Überprüfung und Modifikation der vorläufigen Ergebnisse sowie, fünftens, die Erstellung von Teilergebnissen gewährleisten

um ein kontrolliertes Vorgehen zu garantieren. (vgl. Froschauer/ Lueger 2003: 28)

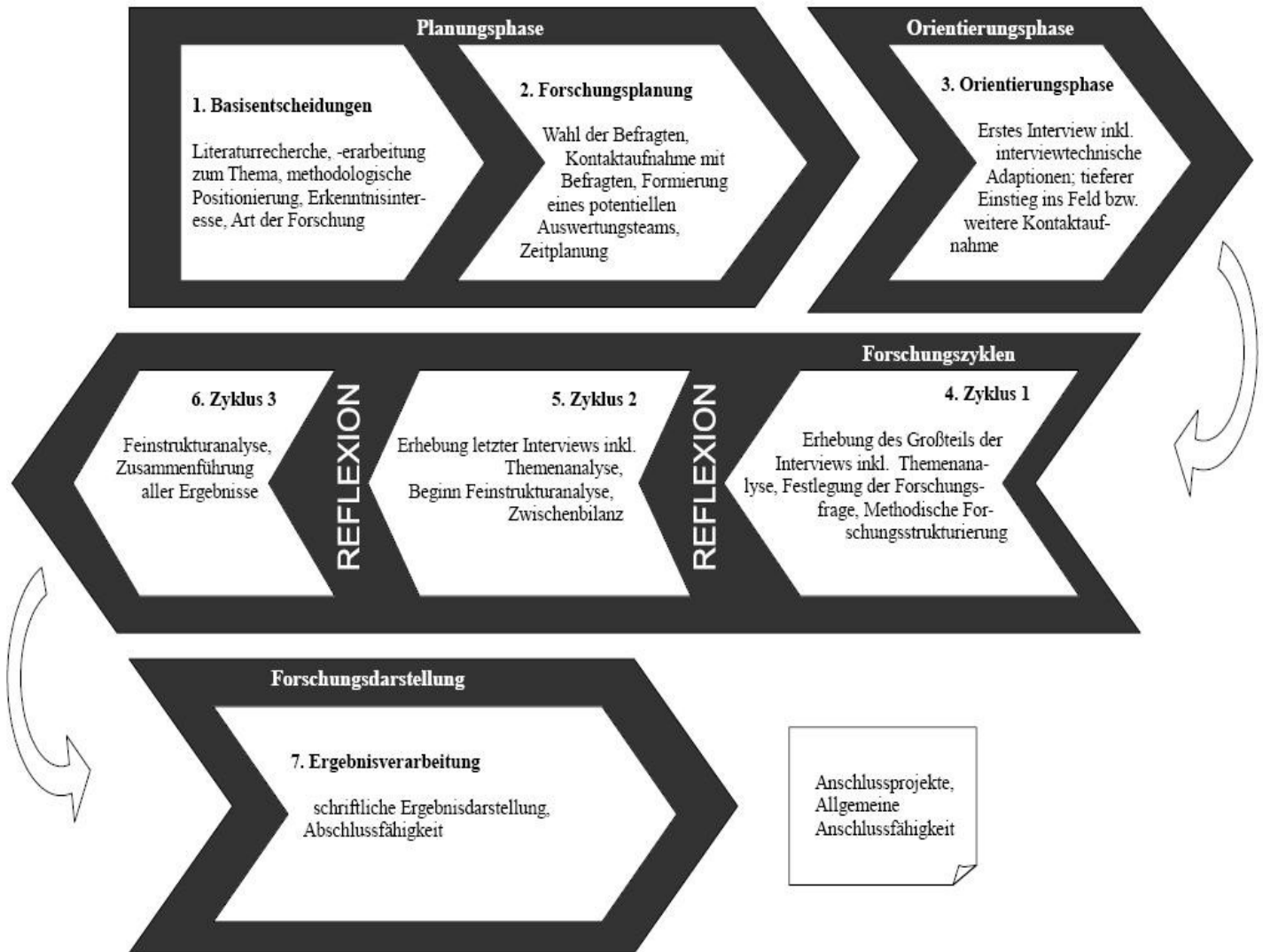


Abbildung 1: Darstellung des Forschungsprozesses (im Anschluss an Froschauer/ Lueger 2003; 2009)

Im ersten Forschungszyklus wurden zusätzliche acht Interviews geführt, welche einer Themenanalyse unterzogen wurden um auf Grund des Materials eine finale Festlegung der Forschungsfrage vornehmen zu können. Daraus folgte die Bestimmung des methodischen Vorgehens bei der Auswertung der Interviews. Nach dieser für die Arbeit essentiellen Phase erfolgte eine Reflexion über das bisherige Vorgehen, die bis dahin gesammelten Daten und Zwischenergebnisse, sowie eine Präsentation des erfolgten Tuns vor KollegInnen und Betreuungspersonal.

Nachfolgend wurde der zweite Zyklus begonnen, der in der Erhebung der letzten beiden Interviews inklusive deren thematischen Analyse und der Feinstrukturanalyse ausgewählter Interviewpassagen bestand. Nach jedem ausgewerteten Interview wurden Zwischenbilanzen

und Zwischenergebnisse notiert. Diese stellten wesentliches Material für den dritten Zyklus dar, in dem Sequenzen der restlichen Interviews feinstrukturanalytisch betrachtet und die Zwischenergebnisse zusammengeführt wurden. Die finale Verschriftlichung der Erkenntnisse schließt letztlich die dargestellten Forschungszyklen ab. Die Darstellung der Ergebnisse wird in erster Linie in der Masterarbeit für die Sprachwissenschaft vorgenommen, wobei das Prinzip der Anschlussfähigkeit und die Möglichkeit Anschlussprojekte zu initiieren gewährleistet wurde, und beide Arbeiten gemeinsam einen umfassenden Einblick in theoretische und empirische Aspekte des Spracherlebens geben.

4.2. DIE BEFRAGTEN

Von April 2011 bis Juni 2011 wurden elf Interviews mit zehn InterviewpartnerInnen geführt. Der Zugang zu den Befragten konnte über bestehende Netzwerke sowie in weiterer Folge mittels Nominationstechnik hergestellt werden. Dabei legte ich darauf Wert, dass ich mit den GesprächspartnerInnen im Vorhinein wenig bis gar nicht bekannt war. Ein Interview wurde mit einer Person geführt, die ich bereits besser kannte um zu erproben, ob das Gespräch wegen eines höheren Vertrautheitsgrades anders verläuft. Diesbezüglich ließen sich keine Unterschiede erkennen, doch blieb ein solches Interview in Anbetracht etwaiger Schwierigkeiten, die sich auf Grund der persönlichen Beziehung bei der Auswertung ergeben könnten, der einzige Fall.

Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass jede Person in ihrem Leben die eine oder andere Erfahrung mit Sprache gemacht hat oder Sprache immer wieder an sich selbst erlebt. Des Weiteren zeichnen wir uns alle, wie beschrieben, durch mehrsprachige languaging Kompetenzen aus, sodass zum leiblichen Spracherleben jede und jeder von uns einE interessante InterviewpartnerIn wäre. Die notwendige Einschränkung wurde mittels der Wahl von Personen vollzogen, welche sich auf Grund ihrer Biografie oder ihres sozialen Status tendenziell öfter mit der Thematik Sprache und Sprechen in Berührung kommen und/ oder sich von sich aus damit auseinandersetzen oder auseinandergesetzt haben. Das Sprechen allgemein und spezifische Artikulations- und Redeweisen im Besonderen sollten in ihrer Lebenswelt eine wesentliche Rolle spielen oder diesen ein hoher Stellenwert zugeschrieben werden. Die Wahl fiel folglich auf Personen, die sich in Wien eine Existenz aufgebaut haben und im üblichen Sinne mehrsprachig aufgewachsen sind, das heißt über eine Sprache hinaus seit Kindes- oder Jugendalter an mindestens eine zweite oder gar eine dritte Sprache sprechen. Dieser Umstand implizierte im Großteil der vorliegenden Fälle eine eigene oder die

Migrationserfahrung eines Elternteiles. Vier Personen sind als Kinder im Alter von bis sechs Jahren mit ihren Eltern nach Österreich migriert, wo sie bis zur Einschulung hauptsächlich die jeweiligeN SpracheN der Eltern gesprochen haben und, ihren Erzählungen nach, in der Schule in einen ersten intensiven Kontakt mit Deutsch kamen. Drei der Befragten kamen aus eigenem Entschluss als Jugendliche oder Erwachsene nach Wien. Schließlich sind drei Interviewte in Wien Kinder von Eltern mit Migrationserfahrung, wuchsen zweisprachig auf, wählten eine mehrsprachige Schulausbildung (beziehungsweise eine institutionalisierte Sprachausbildung in Form von Kursen), die sowohl ihr von Kindheit an erworbenes Sprachrepertoire als auch darüber hinausgehend neue Sprachen umfasste, und leben bis heute in einer multilingualen und transnationalen Lebenswelt mit Lebensmittelpunkt Wien.

In den Erzählungen dieser Gruppen zu ihrem Spracherleben manifestierte sich das oben erläuterte Spannungsfeld zwischen einem institutionalisierten Monolingualismus einerseits und einem lebensweltlichen Multilingualismus andererseits. Die Lebenswelt der Befragten erweist sich als eine zwischen den beiden Polen dieses Spannungsfeldes angesiedelte, was sowohl eine Auseinandersetzung mit beiden Bezugspunkten, als auch ein Erfahren des Spannungsfeldes impliziert. Das leibliche Erleben von und das leibliche Befinden in einem solchen Wirkfeld erscheint dabei als wesentliches Konstituens für die individuellen Erfahrungen.

Um möglichst allen Faktoren, die für das Erleben eines monolingual habitualisierten Lebensumfeldes relevant sein können, Rechnung zu tragen, wurde besonderer Wert auf eine hohe Divergenz hinsichtlich des Alters, des Geschlechts, der durchlaufenen Ausbildung und des Sprachrepertoires der Befragten gelegt. Ohne eine Aussage auf eine Grundgesamtheit machen zu wollen, sollte die Gruppe der Befragten möglichst alle erdenklichen, für das leibliche Erleben von Sprache wesentlichen Aspekte umfassen und dadurch ein weites Spektrum an vorstellbaren Erfahrungskontexten für das leibliche Erleben abgedeckt werden.

4.3. ERHEBUNG

Wie können wir nun dem leiblichen Erleben habhaft werden, dessen Subjekt, dem Leib, häufig eine vermeintliche Sprachlosigkeit (vgl. etwa Abraham 2002: 15ff.; Gugutzer 2004: 10ff.) unterstellt wird? Zunächst ist es wesentlich unsere (forscherische) Sensibilität dahingehend zu wecken, *wie jemand was sagt*. So selbstverständlich diese Aufforderung klingen mag, so wesentlich ist sie nicht nur für das Fach der Soziologie selbst, das in dieser Hinsicht einen Erkenntnisgewinn aus dem sprachwissenschaftlichen Methodenrepertoire

ziehen könnte, sondern insbesondere für die hier präsentierte Forschung. Denn das leibliche Erfahren unserer Umwelt beziehungsweise gewisser Situationen drückt sich im Sprechen selbst aus, und zwar in der Wahl der Worte und in den für das Sprechen unabdingbaren paralingualen Mitteln, wie Stimmqualität, Stimmhöhe, Lautstärke, Länge et cetera. Wie ein Subtext zum gesprochenen Wort, das Sinn zum Verständnis präsentiert, bestehen diese Formen als Realisierung von Sinn. Das Sprechen reicht schließlich weiter als das bloß Gesprochene. Zwei Beispiele aus den zum Thema geführten Interviews zeigen, wie sehr der leibliche Zustand und das Sprechen verwoben sind und wie sich das leibliche Erleben einer Situation im Sprechen widerspiegelt.

„Vor allem in Streitereien und in Diskussionen. Ich ver falle da irgendwie so in eine irrsinnige Konzentration, wenn ich mit jemandem streite. Ich sitze aufrecht, ich bin ganz anders. Ich spreche deutlich, [...]“ (#3), 2011

(#5) „Ich werd jetzt immer aggressiver und deswegen sprech ich auch vulgärer ge!“

(LH) „Ja [lacht]!“

(#5) „[...] weil leute finden, also wenn ich zum Beispiel diskutier mit ihnen und ich werd vulgär, glauben viele, dass jetzt meine Argumente dadurch schwächer sind. Aber ich find **scheiße** ist genauso ein berechtigtes Wort wie **schön**.“ 2011

Die beiden befragten Personen beschreiben die Situation des Diskutierens oder Streitens, bei der in der Wahl der Worte die Verfassung des Körpers, die Konzentration oder Aggressivität, liegt. Das gewählte Wort ist das leibliche Befinden. Waldenfels führt diesbezüglich ebenso Beispiele an. Laut ihm ist die Aphonie²⁶ etwa nicht Zeichen für eine Verweigerung oder Vorführung einer Verweigerung, sondern sie *ist* die Verweigerung selbst, sie ist also die direkte Realisierung von Sinn (vgl. Waldenfels 2000a: 222f.). Hier sei nochmal betont, dass es sich bei diesem Verhalten nicht um Zeichen eines inneren Befindens handelt. Diese Interpretation würde den cartesianischen Dualismus von Innen und Außen weiterführen. Vielmehr realisiert sich das Ausgedrückte (in unserem Fall zum Beispiel die Aggression oder die enorme Konzentration in einer Sprechsituation) in der Artikulationsweise selbst (in der verhältnismäßig vulgären oder auch bedachten Wortwahl, im vergleichsweise schnellen, lauten oder auch fast flüsternden Sprechen) - „es ist verkörperter Sinn und keine äußere Kundgabe“ (Waldenfels 2000a: 224). (vgl. Waldenfels 2000a: 224f.) Nur wenn eine Sensibilität für diese Art von Artikulationen besteht, können mithilfe adäquater methodischer Verfahren Aussagen darüber, wie ein monolinguales Feld leiblich erlebt wird, getroffen werden.

²⁶ Aphonie oder Sprachverlust geht nicht mit einer physiologischen Störung einher. Der Sprachapparat ist nach wie vor intakt, nur wird die Sprache nicht mehr gebraucht. (vgl. Waldenfels 2000a: 222f.)

Besonders in Interviews kommen die paralingualen Mittel deutlich zum Ausdruck und können in der Folge für eine Interpretation festgehalten werden. Darüber hinaus vermag in Interviews Licht auf vergangene Erfahrungen mit Sprache geworfen werden (vgl. beispielsweise die Schlüsselszenarien in Kapitel 2.2.), welche die Grundlage für einen habitualisierten Entwurf zur Welt qua Emotionen stellt und von der aus in der Folge das leibliche Erleben verstehend (re)konstruiert werden kann. Soziale Kontexte sowie soziohistorische Ereignisse, welche womöglich das Spracherleben einbetten, können überdies in nur Interviews erfasst werden und nicht etwa in Beobachtungen. Aus diesen Gründen erweisen sich Interviews als geeignete Methode um das leibliche Spracherleben zu untersuchen.

Daneben wurde bei der Wahl der Methoden zur Erhebung besonders zweierlei beachtet: Erstens sollte den Befragten die Möglichkeit gegeben sein ihr persönliches Erleben von Situationen, in denen Sprache eine wesentliche Rolle spielte oder spielt, zwanglos darlegen zu können; zweitens sollte im Interview eine Gesprächsebene erreicht werden, auf der über leibliche Befindlichkeiten und Gefühle in genannten Situationen gesprochen beziehungsweise leibliche Verfassungen artikuliert werden konnten. Es bedurfte daher eines offenen Einstiegs in das Gespräch bei gleichzeitigem Fokus auf das leibliche Spracherleben sowie der Schaffung einer Interviewsituation, in der sich die Befragten auf Darlegungen über leibliche und emotionale Erfahrungen einlassen konnten und wollten. Vergleichbar mit dem Einstieg des fokussierten Interviews, bei dem auf Basis eines Gesprächsanreizes durch einen Film, Artikel oder anderes Reaktionen und Interpretationen in relativ offener Form erhoben werden sollen (vgl. Merton/ Kendall 1979; Merton et al. 1956) (vgl. Hopf 2009: 353), wurde hier das Zeichnen eines Sprachportraits (vgl. Gogolin/ Neumann 1991; Krumm 2001; Busch 2006; Mossakowski/ Busch 2008) als Impuls gewählt. Den Befragten wurden diverse Farbstifte sowie ein leeres Blatt oder ein Blatt mit einer menschlichen Silhouette zur Wahl vorgelegt mit der Bitte, sich an verschiedenste Situationen zu erinnern, in denen Sprache zum Thema wurde. Sie wurden ersucht sich zu erinnern, sich in diese Situationen hineinzusetzen, das Befinden und die Gefühle zu aktualisieren und diese anschließend in Bezug auf die Silhouette (oder auch auf dem leeren Blatt) festzuhalten. In der Praxis erfolgte die Aufforderung folgendermaßen:

(LH) Es geht einfach darum, i würd di bitten, dass du dich erinnerst, soweit zurück, auch heut, auch heutzutage, ganz egal wann, dass du dich erinnerst an Situationen, in denen Sprache oder Sprechen zum Thema gewordn is.

(#7) Mhm.

(LH) Eben, egal wann, Sprache steht im Zentrum. Ahm i würd di dann bitten, dass du an diese Situationen denkst, dass du di da hineinversetzt nomal, wie war des damals, was is da passiert und auch in dich fühlst, ahm ...

(#7) ... wie ich direkt einfach so auf meiner Haut erlebt hab, sozusagen, ja?
 (LH) Ja genau. Wie is es dir dabei gegangen, also welches Befinden war in dieser Situation?
 (#7) Mhm.
 (LH) Und dass du das dann anhand dieser Silhouette, ahm eben mit den Farben – alles was du magst – festhältst.
 (#7) Okay ...
 (LH) Du hast so viel Zeit, wie du magst, du kannst di da völlig austoben. I hab a a leeres Blatt Papier, falls dir das lieber is ... Und einfach, eben, dass du da dran denkst und des versuchst hier festzuhalten. An diese Befindlichkeiten in diesen Situationen.
 (#7) Mit Farben nur? Oder kann ich dir auch ...
 (LH) Wie du magst.
 (#7) ... erzählen?
 (LH) Also, ich würd di nachher sowieso bitten, dass du das erzählst.
 (#7) Okay, denk ich mir.
 (LH) Aber vielleicht amal, ahm starten mit diesem ...
 (#7) Okay ... mal sehn ... sind nicht wenige, diese Situationen. Da muss ich überlegen.
 (LH) Ich versuch das natürlich auch.²⁷ 2011

Die Aufgabe wurde von allen Befragten auf individuelle Weise erfüllt. Die Darstellungen reichten von der Versinnbildlichung einer gewissen Situation bis hin zu der abstrakten Übersetzung von Befindlichkeiten durch farbliche und gestalterische Mittel.

Im Anschluss an die Aufforderung das Portrait zu malen wurden die Befragten gebeten eben dieses vorzustellen. Mit dieser Erzählaufforderung gingen großteils lange und/ oder detaillierte Erzählungen über Spracherleben sowie leibliches Erfahren von Sprache und Sprechen einher. Die Aufgabe der Interviewerin bestand darin den Befragten Raum für eine zwanglose Erzählung zu geben, diese durch aufmerksames Zuhören zu unterstützen, durch Paraphrasierungen sowie Nachfragen bei Begriffen zu emotionalen und leiblichen Zuständen weitere Ausführungen zu stimulieren und, sofern nötig, durch Verweise auf das Portrait auf das Thema zu fokussieren. In Anlehnung an Rosenthals Technik des „szenischen Erinnerns“ (vgl. 1995) wurde versucht durch Paraphrasierungen und Nachfragen nach szenischen Details mit den Befragten immer tiefer in situative Erinnerungen einzutauchen um detailreiche Beschreibungen und genuine Artikulationen von leiblichen Befindlichkeiten und Gefühlen zu generieren.

Die Interviews unterschieden sich zum einen dadurch, dass mehr oder weniger Leitung durch die Interviewerin nötig war. Der Großteil der Befragten erzählte sehr frei und umfangreich,

27 Auf den Hinweis Brigitta Buschs hin, die sich seit vielen Jahren mit Sprachportraits befasst (vgl. Busch 2006; Mossakowski/ Busch 2008; Busch 2008; Busch/ Busch 2008; Busch 2010a, 2010b, 2010c; Busch 2011), fertigte ich parallel zu dem Zeichenprozess der Befragten je ein eigenes Sprachportrait an um für die Interviewten einen Raum zu schaffen ihr Portrait frei, ohne Zeitdruck und ohne beobachtet zu werden zu kreieren. Da in der Zeit des Zeichnens auch ein Prozess des Erinnerns, Fokussierens und des Einfühlens stattfinden sollte, war eine zwanglose Atmosphäre umso relevanter.

ein kleiner Teil bedurfte wiederholter Frageimpulse um zu erzählen und beim Thema zu bleiben. Zum anderen differierten die Gespräche hinsichtlich dessen, wie beziehungsweise wie sehr sich die GesprächspartnerInnen darauf einließen, über Gefühle und Befindlichkeiten zu erzählen. Hierbei sind insofern Unterschiede zwischen den Geschlechtern feststellbar geworden, als dass männliche Befragte ihre Darstellung eher auf Ebene von sachlichen Ereignisabfolgen im Privatleben sowie von Darlegungen persönlicher Meinungen vollzogen. Männlichkeiten wurden unter anderem mittels kriegerischer Metaphern produziert, wie die Sprache als „Waffe“ (#6), das Erleben verbalen Widerstands als „Sieger“ (#5) oder der Einsatz für die Sprache als „Ritter der Sprache“ (#1), welche jede für sich eine Position des Erzählers als handlungsfähiger und mächtiger und ein Bild eines Einzelkämpfers impliziert. An dieser Stelle sei die wesentliche Rolle der Identität der Interviewerin für die von den befragten Personen gewählte Darstellungsweise des Erlebens betont. Gegengeschlechtliche Interviewsituationen, insbesondere zum Thema des persönlichen emotionalen Erlebens, mögen zu einer Betonung von Männlichkeiten beitragen. Demgegenüber widmeten sich weibliche Befragte mehr der Beschreibung von Situationen und leiblich-affektiven Befindlichkeiten, in denen sie den Weg ihrer Annäherung an sprachliche Erwartungen oder auch den leiblich-affektiven und mentalen Umgang mit Wertediskrepanzen erläuterten. Nicht lediglich Geschlecht, sondern auch Faktoren wie das Alter und der Beruf der befragten Person im Kontrast zu jenen der Interviewerin nahmen Einfluss auf den Interviewverlauf. Gespräche, in denen die sozialen Positionen zwischen den PartnerInnen sehr unterschiedlich waren, gingen weniger 'tief' als jene, in denen beispielsweise Alter, Berufsstand sowie Geschlecht gleich waren.

Für den Fall eines stockenden Gesprächs oder Scheiterns des impulsgebenden Sprachportraits wurde ein Leitfaden mit Erzählanreizen und eher offenen Fragen vorbereitet (vgl. problemzentriertes Interview von Witzel 1985). Hierbei wurde danach gefragt, wie mit dem/der Befragten im Umfeld gesprochen wurde und welche Erfahrungen damit gemacht wurden. Nach dem Prinzip des szenischen Erinnerns wurde an dieser Stelle versucht tiefer in situative Erinnerungen einzutauchen, indem sinnliche, leibliche und emotionale Wahrnehmungen aktualisiert wurden. Bei drei von elf geführten Interviews musste auf den Leitfaden zurückgegriffen werden.

4.4. AUSWERTUNG

Nach jedem Interview wurde ein Gesprächsprotokoll erstellt um festzuhalten, wie und durch

wen der Kontakt hergestellt worden ist, um entstandene Eindrücke und Gefühle zu reflektieren, erste Thesen zu notieren, die sich während des Gesprächs implizit entwickelt haben, und um Gesprächsverläufe, Störungen und Besonderheiten zu notieren. Die Gespräche wurden einer sehr feinen Transkription unterzogen (vgl. Anhang für Transkriptionskonventionen), die nicht nur auf sprachlicher sondern auch auf paralingualer Ebene vorgenommen wurde. Das bedeutet, dass neben jedweden sprachlichen Mitteln auch Artikulationselemente, wie gefüllte und ungefüllte Pausen, Wortbetonung, Intonationen, Atmen, Tonfall, Lautstärke et cetera festgehalten wurden. Angelehnt an die Vorgaben des gesprächsanalytischen Transkriptionssystems (GAT) an ein Feintranskript (vgl. Selting et al. 1998) wurden allumfassende Transkripte erstellt²⁸. Die Orientierung an einer gesprächsanalytischen Notation erfolgte aus mehreren Gründen. Neben der Möglichkeit einer äußerst feinen Transkription, deren Detaillierungsgrad auf Grund des „Zwiebelprinzips“ problemlos zu variieren ist, besteht eine hohe Lesbarkeit der Verschriftlichung. Die Simplizität und Ikonizität der Transkriptionszeichen macht die Notation auch Nicht-LinguistInnen zugänglich. Darüber hinaus werden mit GAT alle für die Forschung wesentlichen Phänomene erfasst und dargestellt. (vgl. Selting et al. 1998: 93f.)

Anschließend erfolgte die Auswertung in mehreren Schritten (vgl. Kapitel 4.1. zum Forschungsprozess). In einem ersten Analysegang wurden die Interviewtranskripte themenanalytisch (vgl. Froschauer/ Lueger 2003) bearbeitet. Hierbei, so Froschauer und Lueger, gilt es sich einen Überblick über Themen zu verschaffen, deren Kernaussagen zusammenzufassen und in Überbegriffe zu verdichten sowie den Kontext ihres Auftretens zu elaborieren. Bei der Themenanalyse im Sinne eines Textreduktionsverfahrens werden für das Thema wesentliche Elemente identifiziert um ihre wichtigsten Charakteristika und Konnexen mit anderen Themen auszumachen sowie ihre Abfolge und Unterschiede innerhalb oder zwischen Gesprächen festzuhalten. (vgl. Froschauer/ Lueger 2003: 159-162) Die Themenanalyse erfüllte zwei Aufgaben: erstens vermochte sie einen Überblick über das äußerst umfangreiche Material zu geben und wesentliche, fallspezifische und/ oder textübergreifende Punkte herauszuarbeiten. Direkt am Material konnte so die spezifische Forschungsfrage, wie mehrsprachige Menschen ein einsprachig habitualisiertes Umfeld leiblich erfahren, entwickelt werden. Zweitens kristallisierten sich in jenem ersten Analyseschritt von den Befragten bezeichnare Fassons des Erlebens heraus (wie etwa

28 An dieser Stelle muss kritisch angemerkt werden, dass eine Videoaufnahme der Gespräche und somit der Miteinbezug von Mimik und Gestik in die Auswertung ohne Zweifel fruchtbar gewesen wäre. Der besondere Fokus auf die paralinguale Ebene der leiblichen Artikulationsweise relativiert dieses Versäumnis jedoch. Für anschließende Arbeiten kann sich der Miteinbezug von Mimik und Gestik prinzipiell als interessant und erkenntnisbringend erweisen.

Druck oder auch Sicherheit) sowie relevante Kontexte des Erlebens, die das monolingual habitualisierte Feld auszeichnen (diverse Sprachkonzepte und daran geknüpfte Erwartungen et cetera). Gegenstandssensible Textstellen wurden zur Vertiefung schließlich einer Feinstrukturanalyse (vgl. Froschauer/ Lueger 2003) unterzogen.

Wie weiter oben diskutiert wurde, ist bei Merleau-Ponty weder von einer willkürlichen Sinn genesis in der Wahrnehmung die Rede, noch von einem kennzeichnenden Anhaften von Sinn an einem Gegenstand. Sinn entsteht in der Differenzierung von anderen Faktoren. Ein Stuhl etwa trägt freilich nicht den Sinn „Stuhl“ an sich, sondern erhält ihn erst, zum Beispiel, durch seine Verwendung. Der Stuhl, auf dem wir sitzen, kann aber auch als Repräsentation einer Epoche zu einem Exponat werden, in welchem Falle ihm wiederum ein ganz anderer Sinn anhaftet. Die Bedeutung in der Wahrnehmung entspricht daher stets den Verhältnissen und der Situation beziehungsweise ist sie situations- und strukturabhängig. Besteht das Ziel nun darin den Sinn in der Wahrnehmung zu beforschen, so müssen Abhängigkeiten und Wechselbezüge bedacht werden. Denn „die Auffassung von der Wahrnehmung als ein Strukturphänomen bringt die Einsicht nach sich, dass es Dinge nicht *an sich* gibt, sondern aufgrund der Abhängigkeit des Dinges von anderen Gegenständen und von Horizonten, die erst die Identität des Gegenstandes gewährleisten“ (Stoller 1991: 125). (vgl. Stoller 1991: 116) Gleiches gilt natürlich für das Sprechen, in dessen Vollzug qua Worten und paralingualen Mitteln sich in einer gewissen Situation intersubjektiver Sinn formt. Es sei nochmals betont, dass Worte (wie auch leibliche Gesten) weder reine Konvention, noch lediglich *Ausdruck* innerer Zustände sind, sondern sinnhafte Artikulation. Besonders hinsichtlich der Dimension der Leiblichkeit besitzen paralinguale Elemente des Sprechens artikulatorisches Vermögen. Das heißt, dass über die Ebene der Worte hinaus die in der GAT-orientierten Transkription festgehaltenen paralingualen Artikulationen in die Analyse miteinbezogen wurden. Eine Sinnerschließung bedarf daher eines sehr feinen und für alle artikulatorischen Mittel sensiblen Interpretationsverfahrens, wie es die Feinstrukturanalyse darstellt. Wie erwähnt, wurden Textstellen zum Erleben des monolingual habitualisierten Umfeldes der feinstrukturellen Analyse unterzogen. Zum Zwecke der kritischen Prüfung wurden darüber hinaus thematisch divergierende Stellen untersucht.

Die Themenanalyse wurde vornehmlich alleine und in zwei, von einer Reflexionsphase separierten Zyklen (vgl. Kapitel 4.1.) geleistet. Demgegenüber fand die feinstrukturanalytische Interpretation *ausschließlich* in Teams zu drei Personen statt. Die Gruppen, deren Zusammensetzung von Auswertungssitzung zu Auswertungssitzung

divergierte²⁹, bestanden aus soziologisch und erziehungswissenschaftlich ausgebildeten Studienkolleginnen mit Kompetenzen in und Erfahrungen mit der Feinstrukturanalyse. Die Auswertung erfolgte stets extensiv und ohne Zeitdruck, jedoch sind auf Grund der Zusammensetzung gleichgeschlechtlicher und gleichaltriger Personen mit ähnlichem sozialen Hintergrund perspektivische Eindimensionalitäten gegeben. Soweit bewusst, wurde versucht Verzerrungen in kritischer Reflexion vorzubeugen.

Die Erkenntnisse aus der Feinstrukturanalyse und der Themenanalyse wurden schließlich als gleichwertige und sich komplementierende zusammengeführt. Der Auffassung von Sprache als ein Komplex von Sprachrepertoires, Sprachkontext und Sprachperformanz wird somit methodisch Rechnung getragen, wodurch Einblicke in das leibliche Erleben, die gesellschaftlichen Vorstellungen von Sprache und Sprechen und die damit verbundenen Erwartungen an SprecherInnen sowie in die daraus resultierenden Handlungseffekte gegeben werden können.

Die Bilder, welche zum Gesprächseinstieg von den Befragten gemalt wurden, haben auf Grund der extensiven hermeneutischen Auswertung der Interviews in der empirischen Arbeit keinen Raum mehr gefunden. Gleichwohl erweisen sie sich als wesentliche Daten um das leibliche Spracherleben zu beforschen und können für anschließende Arbeiten einen fruchtbaren Zugang zur Leiblichkeit bieten. Dies wurde bereits weiter oben betont (vgl. Kapitel 2.2.), als auf den großen Wert von zeichnerischen Realisationen von Gefühlen und Leiberleben hingewiesen wurde. Insofern verbale Präsentationen von norm- und wertbehafteten Gefühlen unter Umständen eher sozialer Erwünschtheit unterliegen als symbolisch-kreative, vermögen Letztere durch ihre sinnbildliche Vermitteltheit konformistischen Darstellungen entgehen. Im Anschluss an die Soziologin Breckner können die Bilder als symbolische Gestalt aufgefasst werden, die Anderes zum Ausdruck bringen als Sprache. In Bildern eröffnet sich nicht lediglich das, was sich durch gegenständliches Erblicken zeigt, als Interpretationsobjekt, sondern ein „präsentativer Symbolgehalt“ (Breckner 2008a: 3), der sich in der je vorliegenden Relation bildlicher Elemente, wie Form, Farbe, Kontraste et cetera präsentiert. Bilder sind demnach bestimmte Formen der Symbolisierung, als welche sie soziale Wirklichkeiten mitgestalten gar mit konstituieren. Mittels methodisch kontrollierten Verstehens, das der bildlichen Sinn- und Bedeutungsgebung Rechnung trägt, kann die symbolische Dimension von Bildern erfasst werden. (vgl. Breckner 2008a: 3f.)

29 Da die Auswertungsphase(n) in die Sommermonate und damit in die Ferienzeit fiel(en), stellte sich automatisch eine stete Durchmischung der Forscherinnen ein, welche sich als äußerst produktiv erwies. Die gegenseitige Hilfestellung bei den Abschlussarbeiten und damit die freiwillige und interessierte Mitarbeit erwies sich als ein wahrer Gewinn. An dieser Stelle sei den Kolleginnen daher nochmals gedankt.

Breckner schlägt in diesem Zusammenhang vor den Bildsinn durch Segmentalanalyse (vgl. Breckner 2008b; speziell für Körperaspekte vgl. Breckner 2003) zu erschließen.

4.5. DARSTELLUNG DES VORLÄUFIGEN ERGEBNISSTANDES

Im Folgenden soll blitzlichtartig der gegenwärtige Ergebnisstand der empirischen Studie präsentiert werden. Die Darstellung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, zumal die vorliegende Arbeit der theoretischen und methodischen Fundierung des Forschungsprojektes gewidmet ist und die Auswertung des Weiteren noch nicht zur Gänze realisiert ist. Grundzüge des leiblichen Spracherlebens können jedoch schon erkannt werden, welche den LeserInnen, die sich so weit durch Theorie und Methode geschlagen haben, nicht vorenthalten werden sollen.

In den Interviews zum leiblichen Spracherleben artikulierten die Befragten insbesondere die Gefühle der Scham und Peinlichkeit, der Aggression, des Stolzes, der Traurigkeit und Freude sowie Dispositionen des Selbstwerts, der Minderwertigkeit und der Angst. Sprachideologien stellen dabei ein wesentliches Vehikel für Normen und Werte dar, auf Grundlage derer eine Situation emotional bewertet beziehungsweise emotional Bezug zur Welt genommen werden kann. Jenen sprachbezogenen Normen und Werten unterliegen wir in unserem Alltag in gleichem Maße wie wir uns ihrer in unserem Handeln und Erleben bedienen. Wie die Analyse zeigt, werden anhand der wertenden und normierenden Sprachideologien und Sprachkonzepte des Weiteren Kategorisierungen von SprecherInnen sowie Bewertungen und Hierarchisierungen derselben vorgenommen. Insbesondere Gefühle der Scham und Peinlichkeit nebst Aggressionsaffekten wie etwa dem Zorn verdeutlichen den wertenden Charakter genannter sprachlicher Konzepte: kann einE SprecherIn beispielsweise das für sie und andere bindende Ideal einer 'akzentfreien' Aussprache oder einer grammatikalischen 'Korrektheit' nicht verwirklichen, so reagiert sie dann mit Scham, wenn sie die Verletzung des Ideals als unrecht empfindet. Zwei befragte Personen dazu:

„Also vor allem ich ich schäme mich eher beim Englischen für meine grammatikalischen Sachen und so weiter. Oder [atmet ein] dass mir dann oft irgendwelche Worte nicht einfallen.“ (#3), 2011

„Nach zwei Jahren dort des Nicht-Sprechens hab ich angefangen schon ein bisschen mehr zu sprechen, aber eben nur, wenn ich wieder gefragt wurde oder, ahm, so wenn ich etwas brauchte oder selbst etwas nachfragen wollte. Aber auch im Unterricht oder bei den Professoren hatte ich Angst zu sprechen. [...] und wenn ich so gefragt wurde, dann hatte ich Angst, immer so ein Herzklopfen und ich wurde rot und so nervös und dann konnte ich nicht wirklich sagen was ich wollte [lachend].“ (#4), 2011

Die erste Person beschreibt das Gefühl der Scham, das in Situationen auftritt, in denen sie meint gegen sprachliche Konventionen zu verstoßen oder sprachliche Ideale nicht einhalten zu können. Bei der zweiten Person geht die affektive Dynamik über das Gefühl der Scham hinaus, die sie aufgrund vermeintlicher sprachlicher Insuffizienzen empfindet, wie sie an vielen Stellen im Interview erläutert. Im „Nicht-Sprechen“ manifestiert sich eine Strategie eines Schutzmechanismus, der die Person durch die Praxis des Schweigens vor Situationen bewahren soll, in denen sie sich aufgrund ihres Sprechens Scham aussetzen könnte. Die „Angst zu sprechen“ ist als eine Disposition der Scheu zu sehen, welche die Person zu einem zurückhaltenden, gar ängstlichen Verhalten anhält, um potentiell unangenehmen Situationen, wie das Erleben der Scham in Interaktionen auszuweichen. Dispositionen der Angst haben dergestalt die Funktion weitestgehend Schutz und Sicherheit zu gewähren.

Etwas anders verhält es sich bei dem Aggressionsgefühl des Zorns. Der Zorn, den Befragte zum Ausdruck bringen, richtet sich auf konkrete Diskriminierungen, verbale Verletzungen und Herabsetzungen auf Basis von Überzeugungen und Werten, welche von den Befragten nicht geteilt werden. Im Gegensatz zu dem Aggressionsgefühl der Wut beispielsweise bedarf der Zorn eines identifizierbaren Gegenübers. In der folgenden Sequenz wird eine Situation beschrieben, in der die befragte Person herabsetzende Zuschreibungen erfährt, die sie für ungerechtfertigt und vor dem Hintergrund eines differierenden Wertesystems für moralisch verwerflich erachtet:

„Was mich am allermeisten verletzt an so an so an so rassistischen Geschichten is, oder so, wenn die gebrochenes deutsch mit mir reden. [...] und das passiert halt hin und wieder. Und das treibt mich dann richtig auf die Palme [...] Na, ich war mal auf am Amt [...] und da is halt diese Stelle und schau da draußen, da is nix, da is auch niemand, klopf halt an die Tür, und mach auf und will halt was sagen, [atmet ein] 'Eh da, du nix kennen lesen?' und da steht halt irgenda Zettel, wo halt steht, dass ma sich a Nummer ziehen muss und dann wird ma aufg'rufen↓ [...] [atmet ein] [schnieft] und dann hab ich halt ** ziemlich fertig g'macht. Ich hab halt g'sagt, 'Erstens, so sprechen sie **nicht** mit mir. Zweitens, da **is** ka Zettel. Und drittens, will ich jetzt ihren **Namen** und den ihres Vorgesetzten und dann wer ma uns weiter unterhalten.' '>-Jo na hab nur g'meint, wei ... und da kommen alle rein und was weiß ich was -<'. Hab i g'sagt, 'Des is mir **völlig** wurscht, was da andre Leute reinkommen und kein deutsch können, mit mir redst du ned so.'“ (#5), 2011

Anhand dieser Sequenz können wir neben der Struktur des Zorns überdies einen zweiten Schutzmechanismus erkennen, der in Form und Funktion einem Gegenangriff entspricht. Insbesondere Ärger, Wut und Zorn stellen affektive Impulse dar, die Entgegnungen auf das Gegenüber hin motivieren (vgl. Demmerling/ Landweer 2007: 310) – im Gegensatz etwa zur

erläuterten Disposition der Angst, welche mittels Situationsvermeidung versucht einen Schutz vor Verletzung oder Herabminderung zu erwirken. Bei den genannten Aggressionsgefühlen werden folglich eher Strategien gewählt, die im Sinne eines Gegenangriffes den Unterminierungen der eigenen Person durch ein Gegenüber Paroli bieten. Fallweise starten die Befragten Gegenangriffe auf Agierende in jenen Situationen, in welchen Letztere versuchen mittels diskriminierenden Verhaltens den sozialen Status ersterer zu erschüttern. Ausgangspunkt für Gegenangriffe sind somit Konkurrenzverhältnisse, in denen ein Kampf um Macht, Herrschaft und Recht gefochten wird.

Wie deutlich wurde, weisen die beiden Gefühle der Scham und des Zorns beide einen moralischen Gehalt auf, doch wird das Unrecht einmal bei einer/ einem selbst, einmal bei dem Gegenüber gesehen. Sie unterscheiden sich weiter darin, dass bei Scham eine Herabsetzung des/ der SprecherIn erfolgt, während bei Zorn eine Herabminderung der diskriminierenden Person und Distanzierung von ihren Werten eintritt. Der gemeinsame Nenner beider Gefühle ist jedoch die Bewertung von SprecherInnen auf Basis von internalisierten sprachideologischen Normen, Standards und Idealen einer Sozietät und die Zuweisung von Personen zu Machtpositionen in einem sozialen Feld. Wie die Gefühle der Scham und des Zorns in konkreten Einzelfällen zusätzlich veranschaulichen, haben Sprachideologien normativen Charakters nicht unwesentlichen Einfluss auf die Art der Selbst- und Umweltwahrnehmung einer Person. Aufgrund ihrer ausgeprägten Einbettung in soziopolitische Diskurse um Migration, Integration und Fremdheit, welche von den Befragten deutlich zur Sprache gebracht wird, wird Mehrsprachigkeit häufig zu einem Zeichen für ein Anderssein, das nicht selten mit stereotypen Wahrnehmungen einhergeht. Sprache fungiert dann als ein Stigma und macht Personen als „das Andere“ sichtbar. In weiterer Folge können Sprache und Sprechen als Mittel zur Herstellung und Legitimation sozialer Ungleichheit dienen.

Monolingual habitualisierte Felder räumen gewissen Sprechweisen mehr Raum ein als anderen. Dieser Raum markiert den hegemonialen Anspruch einer Sprachpraxis, der sich auf Basis von Sprachideologien immer wieder zu vollziehen versucht, wie sich etwa in der Bewertung des Sprechens einer Person als 'richtig' oder 'falsch', 'entsprechend' oder 'inadäquat' verdeutlicht. Jede Sprachpraxis kann eine Vormachtstellung besitzen oder Hegemonialansprüche über andere stellen, sei es ein sogenannter Standard über regionale oder soziale Varietäten, sei es eine vermeintliche Nationalsprache über eine andere. Wesentlich ist, dass eine monolinguale Einstellung eine Art und Weise darstellt entlang gängiger Sprachideologien soziale Ordnung herzustellen, bei der das Sprechen als ein

Merkmal herangezogen wird Personen zu bewerten, zu kategorisieren und einer Position in der sozialen Hierarchie zuzuweisen. In der Folge durchziehen Sprachideologien zwar unser Selbst- und Sprachverständnis, doch gibt es Kontexte und Situationen, in denen diese monolingual ausgerichteten Ideologien in verschieden starker Gewichtung zum Tragen kommen. So wiegen orthoepische Ideale in institutionellen Kontexten, wie Schulen oder Universitäten zweifelsohne schwerer für die Bewertung einer Person anhand ihres Sprechens, für ihre Selbstwahrnehmung und ihr leiblich-affektives Empfinden, als in einer 'language bubble' eines mehrsprachigen Arbeitsumfeldes (in dem wiederum andere Sprachideologien Geltung haben). In beiden Feldern vermögen Sprachideologien abhängig von der Sprachlichkeit der Interagierenden und dem Interaktionsziel mehr oder weniger Einfluss auf die Strukturierung der Interaktion auszuüben.

Doch kehren wir zum konkreten Spracherleben zurück. Die Emotion des Stolzes und die darauf aufbauende Disposition des Selbstwertes sind im Zusammenhang mit dem Erleben von Sprache und Sprechen der Befragten zentral. Der Stolz kann zum einen aus dem Vermögen resultieren verbalen Widerstand gegen ungerechtfertigte Herabsetzungen der eigenen Person zu leisten, wie es nach dem oben beschriebenen Vorkommnis im Amt der Fall ist, oder auch auf Lernerfolge und sprachliche Kompetenzen. Dazu führt eine befragte Person aus:

„Und im Prinzip von von den Empfindungen her, ich hab * in der Volksschule war's ... ich wurde dann meistens unglaublich gelobt dafür. Also ich hab irgendwie dann schon auch mein Ego darauf aufgebaut, dass ich [atmet ein] dass ich deutsch lernen konnte und so weiter.“ (#3), 2011

Hier verankert sich das Gefühl des Stolzes zum einen am kulturellen Kapital in Form von Auffassungsgabe und Tüchtigkeit, die den Spracherwerb ermöglichen, sowie an dem die Bildungsmöglichkeit stiftenden ökonomischen Kapital³⁰ (vgl. Bourdieu 1991: 230), und zum anderen an der jahrelangen und Früchte tragenden Investition in das eigene Kapital. In weiterer Folge kann mit dem Gefühl des Stolzes eine Erhöhung des Selbstwertes einhergehen. Ein positives Selbstwertgefühl tritt allein hinsichtlich seiner Struktur weniger als akutes Gefühl auf, sondern vielmehr als eine Disposition, welche sich durch wiederholtes Erleben des eigenen Werts beziehungsweise durch die Wertschätzung anderer formt. Als Disposition prägt das Selbstwertgefühl schließlich eine Existenz, denn nicht nur richtet es sich auf die

30 Bourdieu unterscheidet vier Arten von Kapital, namentlich ökonomisches Kapital (monetäre und materielle Ressourcen), soziales Kapital (soziale Beziehungen und Netzwerke), kulturelles Kapital (soziales Wissen und Qualifikationen sowie Handlungsformen und Einstellungen) und symbolisches Kapital (Prestige, Ruf und Ansehen). „The kinds of capital“, so Bourdieu, „like trumps in a game of cards, are powers which define the chances of profit in a given field [...]“ (Bourdieu 1991: 230). Je nach Umfang und Art des Kapitals einer Person wird ihr eine Position in sozialen Feldern zuteil. (vgl. Bourdieu 1991: 230)

gesamte Person, sondern hat in weiterer Folge als positive Grundeinstellung zu sich selbst einen wesentlichen Einfluss auf den individuellen Entwurf zur Welt. Im Gegensatz zu dieser Disposition ist jene des Minderwerts zu sehen, in der wiederholtes Erleben eigener Insuffizienzen zu einem Gefühl der Unterlegenheit führt. Sieht sich eine Person beispielsweise nicht in der Lage sprachlichen Idealen, die sie selbst anerkennt, zu entsprechen, wird sie ihren sozialen Wert auf Basis ihrer als 'unzureichend' erachteten sprachlichen Kompetenzen eher als minder bewerten. Die emotionale Reaktion auf (vermeintliche) Insuffizienzen kann Scham sein (vgl. oben), auf welcher sich in Folge ein negatives Selbstbild und eine Disposition der Minderwertigkeit aufbauen. Dies lehrt uns unter anderem die folgende Erzählung einer befragten Person:

„Und ich **sehe** selbst, dass mir Wörter fehlen, dass mir die Fähigkeit fehlt mich auszudrücken. Schön und verständlich [...] und das gibt mir so irgendwie ein Minderwertigkeitsgefühl [lacht], weil ich es nicht einmal **sprechen** kann. (#4), 2011

Sodann ist der von vielen Befragten geteilte Eindruck auffallend, dass im Zusammenhang mit Sprache etwas verloren werden kann. Der gefühlte Verlust sowie in einigen Fällen das Erleben zerstörter Hoffnung, Desillusionierung und Enttäuschung kennzeichnet die Emotion der Traurigkeit. Der so erfahrene Verlust kann sich dabei auf Sprachkenntnisse als Kapital selbst beziehen, welche im sprachideologischen Sinn als ein verlierbares 'Gut' erlebt werden, oder auch darauf, dass Sprache mit ihrem Schwinden einer Person scheinbar etwas wegnehmen kann, wie Aspekte der Identität, soziale Kontakte oder auch Zukunftsperspektiven. In beiden Fällen sieht sich eine Person in Folge mit für sie abträglichen Umständen konfrontiert. Wie schmerzlich diese Erfahrung oder allein das Bewusstsein dafür ist, beschreibt die befragte Person in folgender Sequenz:

„Aber es is mehr als schade, es is wirklich [holt Luft] das is das Herz wieder, ja. Es is wie, es is wie, wenn ma das Herz rausreißt, ja. Das is so [hält inne] wie das verlorn gehen, wie schnell das verlorn gehn kann.“ (#2), 2011

Dieses Bewusstsein oder das Gefühl der Angst und Besorgnis wird nicht nur als intensiver Schmerz dargestellt, sondern erweist sich als ein Entwurf zur Welt, in dem sich sowohl die Wertigkeit der Sprache als auch die damit einhergehende Notwendigkeit sie zu schützen manifestieren.

Zu guter Letzt ist mit Gefühlen der Freude ein Überbegriff gegeben für ein Spektrum an positiven Gefühlen, welche Aspekte der Lust, der Zufriedenheit oder auch der Sicherheit und des Vertrauens aufweisen. Im Hinblick auf das Erleben von Freude beim Sprechen wird öfters von Situationen des 'machtfreien' Kommunizierens erzählt. Manche Kontexte zeichnen sich

freilich mehr als andere durch die Möglichkeit zur 'machtfreien' Kommunikation aus, so wie beispielsweise die von einer befragten Person beschriebene Szene eines entspannten Gesprächs während der Happy Hour in einer Bar gegenüber einer Machtstrukturen unterworfenen institutionellen Interaktion auf einem Amt (vgl. oben). In solchen Kontexten und Situationen verlieren die genannten Sprachideologien ihr Gewicht und der Austausch mit anderen erscheint 'machtfrei' und zwanglos. Die Sorge verliert ihre Grundlage, Scham und Ärger finden keinen Ansatzpunkt, die Interaktion erscheint von sprachlichen Aspekten her sicher und bereitet Freude. Betrachten wir abschließend folgendes Beispiel:

„**Englisch** ist gut. Englisch finde ich ist so eine Sprache, wo ich mich wohlühl. [...] Also, ich hab kein Problem mit Englisch. Ich fühle mich ziemlich sicher, ich habe kein Problem dort Fehler zu machen. Also, ich weiß, dass ich sie mach und wenn mich nicht jemand verbessert, dann verbessere verbessere ich mich, also wiederhole ich das richtig und ich bin froh, dass ich verbessert wurde. [schluckt] Aber ich hab halt generell keine Angst zu reden und keine Angst nachzufragen. Ich fühle mich nicht irgendwie, in der, also [lacht] unter Stress, wenn mir gerade das richtige Wort nicht einfällt, äh dann sag ich es vielleicht **anders**.“ (#4), 2011

ZUSAMMENFASSEND

Auf den theoretischen Grundlagen, welche in der Arbeit dargelegt wurden, wird ein konkretes Forschungsprojekt zum Thema des leiblichen Spracherlebens von multilingualen SprecherInnen in einem monolingual habitualisierten Umfeld vorgeschlagen. Zu diesem Zwecke sollen qualitative Interviews mit Personen, welche sich als mehrsprachig betrachten und für die Sprache in ihrem Leben eine gewisse Rolle spielt, geführt werden und im Anschluss an eine äußerst feine Transkription, welche paralinguale Merkmale des Sprechens festhält, einer Sequenzanalyse unterzogen werden. Das vorgeschlagene Projekt wurde bereits zu weiten Teilen realisiert, wobei sich bisher Gefühle der Aggression, des Stolzes, des Selbstwerts und der Minderwertigkeit, der Scham und der Peinlichkeit, der Traurigkeit und Freude als zentral im Spracherleben erweisen haben. Eine ausführliche Darstellung der empirischen Arbeit kann in der Masterarbeit zum Thema am Institut für Sprachwissenschaft der Universität Wien nachgelesen werden.

VON SINNEN – EINE ZUSAMMENSCHAU THEORETISCHER ASPEKTE LEIBLICHEN (SPRACH)ERLEBENS

Die vorliegende Arbeit hat zum Ziel ein theoretisches und methodisches Fundament für die Erforschung leiblichen Empfindens am Beispiel des leiblich-affektiven Spracherlebens in einem monolingual habitualisierten Feld zu bilden. Ausgangspunkt stellt Maurice Merleau-Pontys in der Phänomenologie verortete Theorie der Leiblichkeit, wie sie insbesondere in der *Struktur des Verhaltens* und der *Phänomenologie der Wahrnehmung* dargelegt ist.

Der französische Philosoph identifiziert den Leib als den Angelpunkt des Zur-Welt-seins sowie als das grundlegende Medium eine Welt zu erschließen. Zum einen eröffnen und verstehen wir die Welt durch unseren Leib, zum anderen ist sie uns vermittels des Leibes immer schon zugänglich gemacht. Unsere Sinne, die stets sowohl latent wie konkret, sowohl aktuell als auch habituell zur Welt und auf gewisse Phänomene gerichtet sind, erlauben uns wahrzunehmen und so stets zur Welt zu sein. Ohren, Augen, Nase, Zunge und Haut sind jedoch weder Instrumente, die Reize an einen wartenden Intellekt vermitteln, noch lediglich passive Rezeptoren äußerer Reize. Merleau-Ponty erkennt das Vermögen der Sinne, kraft dessen wir im Hören, Sehen, Riechen, Schmecken und Fühlen bereits wahrnehmen. Die Sinne erweisen sich als stets aktive, sodass das Erfassen von Wahrnehmungsgegenständen in bewusstem und nicht bewusstem wie in wachem und nicht wachem Zustand erfolgt. Schließlich sind die Sinnesorgane und der Leib gleichzusetzen, insofern der Leib die Wahrnehmung ohne Umweg über kognitive Leistungen vollzieht. Dies bedeutet weiter, dass die Sinne als ein perzeptives System im Leib koagieren beziehungsweise miteinander kommunizieren. Wahrnehmen impliziert dann ein Zusammenspiel der Sinne, eine sinnliche Synästhesie oder Wahrnehmungsempfindung, die Merleau-Ponty zufolge einen perzeptiven Normalzustand darstellt.

Mit dem Empfinden geht schließlich ein Sich-Empfinden einher, sodass die sinnlich wahrnehmende Person sich selbst im Verhältnis zur Welt spürt. Das Empfinden, so betont der Philosoph, geht über ein Erleben bloßer Qualitäten eines Gegenstandes hinaus, vielmehr erfasst es die Qualität in ihrer Bedeutung für unsere Existenz, zeichnet sich in einem gewissen Gebaren ab und weist stets einen Bezug zur Leiblichkeit auf. Das Empfinden gestaltet sich somit als eine Manier des lebendigen Seins und expliziert in jedem Augenblick den Bezug einer Person zur Welt. Als habitualisierte und in einer konkreten Sozietät geteilte Praxen des Bezugs zur Welt sind schließlich Gefühle zu verstehen. Letztere bilden eine Wahrnehmungsstruktur, auf Grund derer Reizen und Situationen Bedeutung zugemessen

werden kann. Einerseits stellen unsere Emotionen einen Bereich personaler Erfahrung dar, der in erster Linie für eine Person Sinn hat, andererseits manifestiert sich in Gefühlen der stete Bezug einer personalen leiblichen Existenz mit der Anderer. Unsere soziale Welt ist somit in einer komplementären Verquickung von Zwischenleiblichkeit und Historizität fundiert. Wir sind mit unseren Mitmenschen zwischenleiblich verbunden und erweisen uns als soziale Wesen, die ihre Existenz zusammen mit anderen handelnd und sinnerzeugend hervorbringen. Allein ein Blick eines Mitmenschen, beispielsweise, vermag in uns Gefühle der Angst oder Unsicherheit hervorzurufen, die wir als Stile des Zur-Welt-seins realisieren und dadurch im Zusammenwirken mit Anderen unser Dasein gestalten. Der Leib ist schließlich der erste aller Kulturgegenstände und Geschlecht, Alter, Haarfarbe, Herkunft, Größe und dergleichen bestimmen insofern unsere Selbst- und Fremdwahrnehmung, als dass sie als Symbolisierung unseres Ichs interpretiert werden. Wie das Ich ist dabei auch die Sozialität nie unumstößlich festgelegt, sondern unterliegt einer steten Sinngeneration, für die sowohl Gefühle als auch Sprache in der Qualität eines Kulturobjekts maßgebend sind.

Nicht nur wegen der genannten Funktion der Sprache als Medium der Sinnstiftung, sondern darüber hinaus wegen der aus soziologischer (und linguistischer) Perspektive fundamentalen Beziehung zwischen Sprache, Gefühl und Gesellschaft erweist sich die Beforschung des wenig untersuchten leiblichen Spracherlebens als besonders aufschlussreich. Im Anschluss an Merleau-Pontys Ansatz einer Sprachphilosophie wird der Fokus mehr auf das Sprechen als auf „die Sprache“ gelegt und der Sprechakt aus dem Blickwinkel der SprecherInnen und ihrer lebensweltlichen Einbettung beleuchtet. Für jeden Sprechakt und seine Bedeutung sind dessen Gründen auf kulturell sedimentierten Bedeutungen wie auch das leibliche und situierte Gebundensein einer Sprecherin/ eines Sprechers maßgebend. Dem französischen Philosophen zufolge fungieren Worte nicht als Träger einer konkreten Vorstellung oder Ausdrücke eines Gedankens, sondern vielmehr als Mittel eines leiblichen Vermögens in der Sprachwelt: unser Sprechen (und Schweigen) stellt stets eine Realisierung unseres Zur-Welt-seins dar. Sprachliche Kommunikation ist nur möglich, so Worte Sinn haben beziehungsweise ihren Sinn selbst in ihrer Artikulation hervorbringen. Des Weiteren ist das Sprechen eng verknüpft mit der Affektivität, zumal seine Quelle in der emotionalen Gestik zu finden ist.

Merleau-Pontys sprachphilosophische Überlegungen stellen den Auftakt zu einer Etablierung eines sprecherInnenzentrierten Sprachkonzepts dar, in dem soziale Kontexte, die Relevanz der Sprachperformanz und die konstitutive Rolle der Leiblichkeit die verdiente Aufmerksamkeit finden. Konzepte von Sprache und Sprechen wie jene des Sprachrepertoires und des *linguaging* greifen diese Grundideen auf und können entlang Merleau-Pontys

philosophischen Prinzipien entfaltet werden. Im Zuge des erstgenannten Begriffs wird SprecherInnen ein je personaler sprachlicher Bestand zuteil, den sie situativ entsprechend in der Kommunikation einsetzen können. Das Sprachrepertoire, wie es Gumperz versteht, bezeichnet somit die kommunikative Kompetenz sich registerspezifisch beziehungsweise mithilfe von stilistischen und dialektalen Sprachmitteln adäquat zu artikulieren, wobei sein Einsatz abhängig von den jeweiligen Rollen und dem Kontext ist, in dem SprecherInnen das Wort ergreifen. Die je als adäquat befundene Sprachform wird situativ gewählt und kann in funktionaler Bestimmung der Kommunikation, in symbolischer der Markierung der Zugehörigkeit, aber auch in leiblich-affektiver der Artikulation leiblichen Befindens dienen. In der Qualität einer Bezugnahme zur Welt stellt der jeweilige Umgang mit dem Sprachrepertoire ein Handeln in einer konkreten Sozietät dar. In diesem Zusammenhang ist Sprechen unweigerlich ein soziales Phänomen, das nicht getrennt von ihren Vollziehenden und den jeweiligen sozialen Kontexten zu betrachten ist. Dank unseres Sprachrepertoires sind wir in der Folge zu einem languaging im Sinne einer umfassenden, verleiblichten und engagierten sprachlichen Interaktion mit der Welt begabt. SprecherInnen gestalten als sogenannte language activists ihre personale Sprache und werden umgekehrt durch ihr Sprachrepertoire ausgezeichnet. Hier ist nicht von einem sprachlichen Determinismus auszugehen, im Zuge dessen sprachliche Artikulationen einer Person festgelegt werden, sondern von Stilen sich auf Basis eines personalen sprachlichen Fundus zu Welt zu entwerfen, welche jedoch stets erneuert werden können.

Das vorgestellte Sprachkonzept liegt den gängigen Vorstellungen von Sprache, wie sie vielfach im Alltag und in der Wissenschaft vertreten werden, quer. Häufiger sind Vorstellungen von Sprache als Einzelsprachen mit eigenständigen grammatikalischen Regelsystemen, die inwendige Emotionen und Gedanken zum Ausdruck bringen. Diese Sprachauffassung ist oftmals begleitet von einer vermeintlichen Einheit von Kultur und ethnischer oder nationaler Identität sowie einer scheinbar sprachlichen und kulturellen Homogenität. Ein scheinbar „natürlicher Monolingualismus“ übt seine Wirkung qua Sprachideologien auf die sprachlichen Praktiken sowie auf das leibliche Erleben des eigenen Sprechens und dem Anderer aus. Sprachideologien im Besonderen beschreiben ein Set an Vorstellungen und Konzepten über Sprache und das Sprechen von Menschen in einer gegebenen Sozietät sowie über die Art und Weise, wie sich diese gestalten oder gestalten sollten. Sie versuchen bestehende Sprachpraktiken zu strukturieren und unterliegen moralischen Ansichten und Bewertungen. Schließlich erweisen sich Sprachideologien insofern als wesentliche Elemente von Macht- und Herrschaftsverhältnissen, als dass sie diese

begründen und legitimieren. Für Österreich lässt sich eine starke monolinguale Ausrichtung der Sprachideologien konstatieren und in Folge von einer monolingualen Habitualisierung ausgehen, welche Niederschlag in sprachlichen Praktiken und kommunikativen Erwartungen findet. Zweifelsohne bedarf eine relativ beständige Gruppe von Personen regelmäßiger Kommunikation, doch ist die sprachliche Interaktion nicht unweigerlich auf einen Monolingualismus zu stützen. Vielmehr ist von einer lebensweltlichen Multilingualität im Alltag auszugehen, wodurch sich ein Spannungsfeld zwischen einem institutionalisierten Monolingualismus einerseits und einem lebensweltlichen Multilingualismus andererseits eröffnet. In diesem Zusammenhang erweist sich die Frage danach, wie Personen, die in diesem Wirkfeld eines monolingualen Habitus und der eigenen multilingualen Wirklichkeit eingebettet sind, Sprache leiblich erfahren als besonders interessant. Aus diesem Grund wird ein Forschungsprojekt zu diesem Thema vorgeschlagen, bei dem mittels qualitativer Interviews und Feinstrukturanalyse das leibliche Spracherleben ergründet werden soll, und das teilweise bereits verwirklicht wurde. Die Wahl der Befragten fiel auf jene mehrsprachigen Personen, welche auf Grund ihrer Biografie oder ihres sozialen Status tendenziell öfter mit der Thematik Sprache und Sprechen in Berührung kommen und/ oder sich von sich aus damit auseinandersetzen oder auseinandergesetzt haben. Darüber hinaus wurde versucht ein breites Spektrum der Befragten hinsichtlich Geschlecht, Alter, Herkunft und Berufsstand zu erwirken um Einblick in möglicherweise diverse Erlebensweisen zu erhalten. Insgesamt wurden elf Interviews mit zehn InterviewpartnerInnen geführt, welche mit einer Zeichnung als fokussierter Erzählstimulus eröffnet wurden, und sich durch die Möglichkeit eines freien Erzählens auszeichneten. Mittels der Feinstrukturanalyse wurde schließlich das Material in Teamarbeit ausgewertet. Die Ergebnisse sind in der Masterarbeit am Institut für Sprachwissenschaft der Universität Wien nachzulesen.

Im Zuge der Forschung stellten sich eine Reihe von Fragen bezüglich der Genese von Gefühlen im Zusammenhang mit diversen personalen Merkmalen, die als Basis für weitere Projekte zum leiblichen Spracherleben dienen können: welche Rolle spielt etwa die jeweilige Sozillage einer Person in der Auffassung und dem Erleben von Sprache? Welche Bedeutung hat das Alter für den leiblich-affektiven Entwurf zur Welt? Wie gestaltet sich das leiblich-affektive Spracherleben von Personen ohne Migrationshintergrund beziehungsweise von Personen, deren engerer Familienkreis keine Migrationsgeschichte aufweist? Diese und weitere Fragen, einzeln oder auch in Verbindung untersucht, scheinen zusätzliche relevante Aufschlüsse über das leiblich-affektive Spracherleben liefern zu können. Dabei versprechen insbesondere bildanalytische Zugänge – beispielsweise in Verbindung mit kreativen

Erhebungsmethoden wie Sprachenportraits – für sich oder in Kombination mit anderen Auswertungsmethoden einen großen Gewinn für die Auseinandersetzung mit dem leiblichen Erleben und sollten in anschließenden Projekten zum Thema beachtet werden.

LITERATUR

- ABRAHAM, Anke 2002: Der Körper im biografischen Kontext. Ein wissenssoziologischer Beitrag. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- AMMON, Ulrich; DITTMAR, Norbert; MATTHEIER, Klaus; TRUDGILL, Peter (Hg.) 2004: An International Handbook of the Science of Language and Society/ Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Berlin: de Gruyter.
- AMMON, Ulrich; MATTHEIER, Klaus; NELDE, Peter (Hg.) 2004: Codeswitching. Sociolinguistica 18. Tübingen: Niemeyer.
- ANDERSON, Benedict 1988: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt am Main: Campus.
- ANOOSHIAN, Linda; HERTEL, Paula 1994: Emotionality in free recall: Language specificity in bilingual memory. 503-514 in: Cognition and Emotion, 8(6).
- ARISTOTLE 1999: The Nicomachean Ethics. With an English translation by H. Rackham. Cambridge: Harvard University Press.
- ASIÁIN, Martin 2006: Sinn als Ausdruck des Lebendigen. Medialität des Subjekts – Richard Höningwald, Maurice Merleau-Ponty und Helmuth Plessner. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- BAKHTIN, Mikhail Mikhaïlovich 1981: The dialogic imagination. Four essays by M.M.Bakhtin. Edited by Michael Holquist. Translated by Caryl Emerson and Michael Holquist. Austin: University of Texas Press.
- BAMBERG, Michael 1997: Language, concepts and emotions: The role of language in the construction of emotions. 309-340 in: Language Sciences, 19(4).
<http://www.massey.ac.nz/~alock/virtual/bamberg.htm> [letzter Zugriff am 31.10.2011; 17:47].
- BARKHAUS, Annette; FLEIG, Anne 2002: Körperdimensionen oder die unmögliche Rede von Unverfügbarem. 9-25 in: BARKHAUS, Annette; FLEIG, Anne (Hg.): Grenzverläufe. Der Körper als Schnitt-Stelle. München: Fink.
- BARKHAUS, Annette; FLEIG, Anne (Hg.) 2002: Grenzverläufe. Der Körper als Schnitt-Stelle. München: Fink.
- BAßLER, Moritz; VAN DER KNAAP, Ewout (Hg.) 2004: Die (k)alte Sachlichkeit. Herkunft und Wirkungen eines Konzepts. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- BAUDELAIRE, Charles 1961: Œuvres complètes. Paris: Gallimard.
- BENDELOW, Gillian; WILLIAMS, Simon Johnson (Hg.) 1998: Emotions and social life: critical themes and contemporary issues. New York: Routledge.
- BERMES, Christian 1998: Maurice Merleau-Ponty. Zur Einführung. Hamburg: Junius.
- BLOMMAERT, Jan 2008: Language, asylum, and the national order. 1-21 in: Working Papers in Urban Language & Literacies, Paper 50.
<http://www.kcl.ac.uk/content/1/c6/04/20/06/50.pdf> [letzter Zugriff am 29.11.2010; 10:48].
- BOECKMANN, Klaus-Börge 2008: Mehrsprachigkeit und Migration: Lässt sich sprachliche Assimilation wissenschaftlich rechtfertigen? 3-22 in: Zielsprache Deutsch, 1.
- BOND, Michael; LAI, Tat-Ming 1986: Embarrassment and code-switching into a second language. 179-186 in: The Journal of Social Psychology, 126(2).
- BOURDIEU, Pierre 1980: Le sens pratique. Paris: Minuit.
- BOURDIEU, Pierre 1991: Language and symbolic power. Edited and introduced by John B. Thompson. Translated by G. Raymond and M. Adamson. Cambridge: Harvard University Press.
- BRECKNER, Roswitha 2003: Körper im Bild. Eine methodische Analyse am Beispiel einer

- Fotografie von Helmut Newton. 33-60 in: ZBBS, 1.
- BRECKNER, Roswitha 2008a: Bildwelten – Soziale Welten. Zur Interpretation von Bildern und Fotografien. Online-Publikation im Rahmen von „Workshop & Workshow Visuelle Soziologie am Institut für Soziologie“
<http://www.univie.ac.at/visuellesoziologie/Publikation2008/VisSozBreckner.pdf> [letzter Zugriff am 29.11.2010; 10:53].
- BRECKNER, Roswitha 2008b: Bilder in sozialen Welten. Eine sozialwissenschaftliche Methodologie und Methode zur interpretativen Analyse von Bildern. Habilitationsschrift. Wien: Universität Wien.
- BRINKER, Klaus; SAGER, Sven 2010 (1989): Linguistische Gesprächsanalyse. Eine Einführung. 5., neu bearbeitete Auflage. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- BUNDES-VERFASSUNGSGESETZ (**B-VG**). Stand 01.01.2011.
<http://www.bka.gv.at/DocView.axd?CobId=30953> [letzter Zugriff am 31.07.2011; 21:19].
- BUSCH, Brigitta 2006: Language Biographies – approaches to multilingualism in education and linguistic research. 5–18 in: BUSCH, Brigitta; JARDINE, Aziza; TJOUTUKU, Angelika (Hg.): Language biographies for multilingual learning. PREAESA - Occasional Papers, 24. http://www.cis.or.at/download/busch06_langbios.pdf [letzter Zugriff am 20.10.2010; 11:07].
- BUSCH, Brigitta 2008: Sprachenbiographien als Zugang zum interkulturellen Lernen: Erfahrungen aus einem Workshop mit SchülerInnen in Südafrika. 139-149 in: FURCH, Elisabeth; EICHELBERGER, Harald (Hg.): Kulturen, Sprachen, Welten. Fremdsein als pädagogische Herausforderung. Innsbruck: Studienverlag.
- BUSCH, Brigitta 2010a: „Wenn ich in der einen Sprache bin, habe ich immer auch die andere im Blick“ – zum Konnex von Politik und Spracherleben. 235-244 in: DE CILLIA, Rudolf; GRUBER, Helmut; KRZYANOWSKI, Michal; MENZ, Florian (Hg.): Diskurs, Politik, Identität. Tübingen: Stauffenburg.
- BUSCH, Brigitta 2010b: Die Macht präbabilonischer Phantasien. Ressourcenorientiertes sprach-biographisches Arbeiten. 58-82 in: LiLi – Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, 160.
- BUSCH, Brigitta 2010c: School language profiles: valorizing linguistic resources in heteroglossic situations in South Africa. 283-295 in: Language and education, 24(4).
- BUSCH, Brigitta 2011: Schulsprachprofile: Sprachliche Heterogenität sichtbar machen und als Potenzial nützen. 49-55 in: Erziehung und Unterricht, 2.
- BUSCH, Brigitta; JARDINE, Aziza; TJOUTUKU, Angelika 2006: Language biographies for multilingual learning. PREAESA - Occasional Papers, 24.
- BUSCH, Brigitta; BUSCH, Thomas (Hg.) 2008: Mitten durch meine Zunge. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimoglu. Klagenfurt/ Celovec: Drava.
- CHRIST, Herbert 2009: Über Mehrsprachigkeit. 31-52 in: GOGOLIN, Ingrid; NEUMANN, Ursula: Streitfall Zweisprachigkeit: the bilingualism controversy. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- CLYNE, Paul R.; HANKS, William F.; HOFBAUER, Carol L. (Hg.) 1979: The elements: A parasession on linguistic units and levels. Chicago: Chicago Linguistic Society.
- CORRIGAN, Peter 1997: The sociology of consumption. An introduction. London: SAGE Publications Ltd.
- CROSSLEY, Nick 1998: Emotion and communicative action: Habermas, linguistic philosophy and existentialism. 17-39 in: BENDELOW, Gillian; WILLIAMS, Simon Johnson (Hg.): Emotions and social life: critical themes and contemporary issues. New York: Routledge.
- CRYSTAL, David 1987: The Cambridge Encyclopedia of Language. Cambridge: Cambridge

- University Press.
- CRYSTAL, David 1987: Multilingualism. 360-363 in: CRYSTAL, David: The Cambridge Encyclopedia of Language. Cambridge: Cambridge University Press.
- DE CHADAREVIAN, Soraya 1990: Zwischen den Diskursen. Maurice Merleau-Ponty und die Wissenschaften. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- DE CILLIA, Rudolf 2010: Sprache/n und Identität/en in Österreich. 30-50 in: Österreichischer Verband für Deutsch als Fremdsprache/ Zweisprache (ÖdaF) (Hg.): Vielfalt – Sprachen – Identität(en). Kontinuität und Veränderung im Kontext DaF/ DaZ. ÖdaF-Mitteilungen, 26(1).
- DE CILLIA, Rudolf; WODAK, Ruth 2006: Ist Österreich ein „deutsches“ Land? Sprachenpolitik und Identität in der Zweiten Republik. Innsbruck: Studien Verlag.
- DE CILLIA, Rudolf; WODAK, Ruth 2009: Gedenken im 'Gedankenjahr'. Zur diskursiven Konstruktion österreichischer Identitäten im Jubiläumsjahr 2005. Wien: Studienverlag.
- DE CILLIA, Rudolf; GRUBER, Helmut; KRZYŻANOWSKI, Michał; MENZ, Florian (Hg.) 2010: Diskurs, Politik, Identität. Tübingen: Stauffenburg.
- DE FLORIO-HANSEN, Inez; HU, Adelheid (Hg.) 2003: Plurilingualität und Identität. Zur Selbst- und Fremdwahrnehmung mehrsprachiger Menschen. Tübingen: Stauffenburg.
- DE SOUSA, Ronald 1987: The Rationality of Emotion. Cambridge: MIT Press.
- DEMMERLING, Christoph; LANDWEER, Hilge 2007: Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn. Stuttgart: Metzler.
- DEPPERMAN, Arnulf 2008 (1999): Gespräche analysieren. Eine Einführung. 4. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- DERRIDA, Jacques 1997: Die Sprache der Anderen. Übersetzungspolitik zwischen den Kulturen. Herausgegeben von Anselm Haverkamp. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- DURANTI, Alessandro; GOODWIN, Charles (Hg.) 1992: Rethinking context: Language as an interactive phenomenon. Cambridge: Cambridge University Press.
- ESSER, Hartmut 2006: Migration, Sprache und Integration. Berlin: WZB (AKIForschungsbilanz4).
http://www2000.wzb.eu/alt/aki/files/aki_forschungsbilanz_4.pdf [letzter Zugriff am 12.07. 2011; 14:12].
- FAUST, Wolfgang 2007: Abenteuer der Phänomenologie. Philosophie und Politik bei Maurice Merleau-Ponty. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- FEATHERSTONE, Mike 2000: Body Modification. London: SAGE Publications Ltd.
- FEATHERSTONE, Mike; HEPWORTH, Mike; TURNER, Bryan S. 1991: The Body: Social Process and Cultural Theory. London: SAGE Publications Ltd.
- FESSEL-GfK Institut für Marktforschung 2004: Studie LIFESTYLE SPEZIAL 2004 – Österreichische Identität. Wien.
- FLICK, Uwe; VON KARDORFF, Ernst; STEINKE, Ines (Hg.) 2009 (2000): Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch. 7. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- FLYNN, Bernard 2011: Maurice Merleau-Ponty. o.A. in: Stanford Encyclopedia of Philosophy, 3. Edward N. Zalta (Hg.).
<http://plato.stanford.edu/archives/fall2011/entries/merleau-ponty/> [letzter Zugriff am 31.10.2011; 11:19].
- FRANCESCHINI, Rita 2003: Modellbildung über die Mehrsprachigkeit hinaus: für eine Linguistik der Potentialität (LP). 247-259 in: MONDADA, Lorenza (Hg.): Plurilinguisme: enjeux identitaires, socio-culturels et éducatifs (Festschrift für Georges Lüdi). Tübingen: Francke.
- FRÖHLICH, Werner D. 1987: Wörterbuch zur Psychologie. München: dtv.

- FROSCHAUER, Ulrike; LUEGER, Manfred 2003: Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Wien: WUV-Universitätsverlag.
- FROSCHAUER, Ulrike; LUEGER, Manfred 2009: Interpretative Sozialforschung: der Prozess. Wien: WUV-Universitätsverlag.
- FUCHS-HEINRITZ, Werner; KÖNIG, Alexandra 2005: Pierre Bourdieu: Eine Einführung. Konstanz: UVK.
- FURCH, Elisabeth; EICHELBERGER, Harald (Hg.) 2008: Kulturen, Sprachen, Welten. Fremdsein als pädagogische Herausforderung. Innsbruck: Studienverlag.
- GAL, Susan 2006: Migration, Minorities and Multilingualism: Language Ideologies in Europe. 13-27 in: MAR-MALINERO, Clare; STEVENSON, Patrick (Hg.): Language, Ideologies, Policies and Practices: Language and the Future of Europe. New York: Macmillan.
- GAME, Ann 1997: Sociology's emotions. 385-399 in: Canadian Review of Sociology/ Revue canadienne de sociologie, 34(4).
- GELLNER, Ernest 1991: Nationalismus und Moderne. Berlin: Rotbuch-Verlag.
- GELLNER, Ernest 1995: Nationalismus und Moderne. Hamburg: Rotbuch-Verlag.
- GIULIANI-TAGMANN, Regula 1983: Sprache und Erfahrung in den Schriften von Maurice Merleau-Ponty. Bern: Lang.
- GIULIANI, Regula (Hg.) 2000: Merleau-Ponty und die Kulturwissenschaften. München: Fink.
- GOGOLIN, Ingrid 1988: Erziehungsziel Zweisprachigkeit. Hamburg: Bergmann und Helbig.
- GOGOLIN, Ingrid 2003: "Das ist doch kein gutes Deutsch" - Über Vorstellungen von 'guter' Sprache und ihren Einfluss auf Mehrsprachigkeit. 59-71 in: DE FLORIO-HANSEN, Inez; HU, Adelheid (Hg.): Plurilingualität und Identität. Zur Selbst- und Fremdwahrnehmung mehrsprachiger Menschen. Tübingen: Stauffenburg.
- GOGOLIN, Ingrid 2008 (1994): Der monolinguale Habitus in der multilingualen Schule. 2., unveränderte Auflage. Münster: Waxmann.
- GOGOLIN, Ingrid; NEUMANN, Ursula 1991: DIL - LANGUAGE - LINGUA – Sprachliches Handeln in der Grundschule. 6–13 in: Die Grundschulzeitschrift, 43.
- GOGOLIN, Ingrid; LIST, Gudula; GRAAP, Sabine M. (Hg.) 1998: Über Mehrsprachigkeit. Tübingen: Stauffenburg-Verlag.
- GOGOLIN, Ingrid; KROON, Sjaak 2000: Einsprachigkeit Schule, mehrsprachige Kinder. Erfahrungen aus einem international-vergleichenden Projekt über Unterricht in der Sprache der Majorität. 1-26 in: GOGOLIN, Ingrid; KROON, Sjaak (Hg.): „Man schreibt, wie man spricht“ - Ergebnisse einer international vergleichenden Fallstudie. Münster: Waxmann.
- GOGOLIN, Ingrid; KROON, Sjaak (Hg.) 2000: „Man schreibt, wie man spricht“ - Ergebnisse einer international vergleichenden Fallstudie. Münster: Waxmann.
- GOGOLIN, Ingrid; NEUMANN, Ursula 2009: Streitfall Zweisprachigkeit: the bilingualism controversy. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- GOOD, Paul 1998: Maurice Merleau-Ponty: Eine Einführung. Düsseldorf: Parerga.
- GRATHOFF, Richard; SPRONDEL, Walter (Hg.) 1976: Merleau-Ponty und das Problem der Struktur in den Sozialwissenschaften. Stuttgart: Enke.
- GROSJEAN, François 1985: The bilingual as a competent but specific speaker-hearer. 467-477 in: Journal of Multilingual and Multicultural development, 6.
- GROBHEIM, Michael (Hg.) 1995: Leib und Gefühl. Beiträge zur Anthropologie. Berlin: Akademie Verlag.
- GROBHEIM, Michael 2004: 'Zu den Sachen selbst!' Die neue Sachlichkeit der Phänomenologen. 145-160 in: BABLER, Moritz; VAN DER KNAAP, Ewout (Hg.): Die (k)alte Sachlichkeit. Herkunft und Wirkungen eines Konzepts. Würzburg: Königshausen

& Neumann.

- GUGUTZER, Robert 2004: Soziologie des Körpers. Bielefeld: transcript Verlag.
- GUMPERZ, John J. 1964: Linguistic and social interaction in two communities. 137-153 in: American Anthropologist, 66(6).
- GUMPERZ, John J. 1965: Language. 84-120 in: SIEGAL, Bernard J. (Hg.): Biennial review of anthropology. Stanford: Stanford University Press.
- GUMPERZ, John J. 1971: Language in social groups. Essays by John J. Gumperz. Selected and Introduced by Anwar S. Dil. Stanford: Stanford University Press.
- GUMPERZ, John J.; HYMES, Dell 1972: Directions in sociolinguistics. The ethnography of communication. Oxford: Basil Blackwell.
- HAHN, Cornelia; MEUSER, Michael (Hg.) 2002: Körperrepräsentationen. Zur Ordnung des Sozialen und der Körper. Konstanz: UVK.
- HAMMER, Felix 1974: Leib und Geschlecht. Philosophische Perspektiven von Nietzsche bis Merleau-Ponty und phänomenologisch-systematischer Aufriss. Bonn: Bouvier.
- HAUSKELLER, Michael 1995: Atmosphären erleben: philosophische Untersuchungen zur Sinneswahrnehmung. Berlin: Akademie-Verlag.
- HENNE, Helmut; REHBOCK, Helmut 2001 (1979): Einführung in die Gesprächsanalyse. 4., durchgesehene und bibliographisch ergänzte Auflage. Berlin: deGruyter.
- HITZLER, Ronald; HONER, Anne (Hg.) 1997: Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen: Leske + Budrich.
- HOPF, Christel 2009 (2000): Qualitative Interviews - ein Überblick. 349-360 in: FLICK, Uwe; VON KARDORFF, Ernst; STEINKE, Ines (Hg.): Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch. 7. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- HOPF, Christel; WEINGARTEN, Elmar (Hg.) 1979: Qualitative Sozialforschung. Stuttgart: Klett-Cotta.
- HUSSERL, Edmund 1984: Husserliana. Bd.19/1 der gesammelten Werke. Bd.2, Tl.1, Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis. Herausgegeben von Ursula Panzer, Rudolf Bernet. Dordrecht: Springer.
- IRVINE, Judith T. 1989: When talk isn't cheap: language and political economy. 248-267 in: American Ethnologist, 16.
- JAKOBSON, Roman 1969: Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- JAMAL, Tazim; ROBINSON, Mike (Hg.) 2009: The SAGE handbook of tourism studies. London: SAGE Publications Ltd.
- JAVIER, Rafael; MARCOS, Luis 1989: The role of stress on the language-independence and code-switching phenomena. 449-472 in: Journal of Psycholinguistic Research, 18(5).
- JÜTTEMANN, Gerd (Hg.) 1985: Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. Weinheim: Beltz.
- KALLMEYER, Werner; SCHÜTZE, Friedrich 1976: Konversationsanalyse. 1-28 in: Studium Linguistik, 1.
- KENNY, Anthony 1963: Action, emotion and will. London: Routledge.
- KITAYAMA, Shinobu; MARKUS, Hazel Rose (Hg.) 1994: Emotion and Culture: Empirical Studies of Mutual Influence. Washington, DC: American Psychological Association.
- KLEBER, Jutta A. 2000: Die fremde Sprache des Körpers in der Theorie der Medizin (Beispiel Krebs). 239-260 in: Psychologie und Geschichte, 8(3/4).
<http://journals.zpid.de/index.php/PuG/article/viewFile/257/293> [letzter Zugriff am 25.06.2011; 14:39].
- KOPPETSCH, Cornelia 2000: Körper und Status. Zur Soziologie körperlicher Attraktivität. Konstanz: UVK.
- KREMnitz, Georg 1994 (1990): Gesellschaftliche Mehrsprachigkeit: institutionelle,

- gesellschaftliche und individuelle Aspekte. Ein einführender Überblick. 2., korrigierte Auflage. Wien: Braumüller.
- KROSKRITY, Paul V.; SCHIEFFELIN, Bambi B.; WOOLARD, Kathryn A. (Hg.) 1992: Language Ideologies. Special Issue of Pragmatics, 2(3).
- KROSKRITY, Paul V. 2000: Regimenting language: language ideological perspectives. 1-35 in: KROSKRITY, Paul V. (Hg.): Regimes of language. Ideologies, politics, identities. Santa Fe: SAR Press.
- KROSKRITY, Paul V. (Hg.) 2000: Regimes of language. Ideologies, politics, identities. Santa Fe: SAR Press.
- KRÖLL, Friedhelm 2009: Einblicke. Grundlagen sozialwissenschaftlicher Denkweisen. Wien: Braumüller.
- KRUMM, Hans-Jürgen (Hg.) 2001: Kinder und ihre Sprachen. Wien: Eviva.
- LAMNEK, Siegfried 1988: Qualitative Sozialforschung. Bd.1, Methodologie. München: Psychologie Verlags Union.
- LAMNEK, Siegfried 2005: Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. 4., vollständig überarbeitete Auflage, 1.-3. Auflage in 2 Bänden erschienen. Weinheim: Beltz Verlag.
- LANDWEER, Hilge 1995: Verständigung über Gefühle. 71-86 in: GROßHEIM, Michael (Hg.): Leib und Gefühl. Beiträge zur Anthropologie. Berlin: Akademie Verlag.
- LANDWEER, Hilge 1997: Fühlen Männer anders? Überlegungen zur Konstruktion von Geschlecht durch Gefühle. 249-273 in: STOLLER, Silvia; VETTER, Helmuth (Hg.): Phänomenologie und Geschlechterdifferenz. Wien: WUV-Universitätsverlag.
- LANDWEER, Hilge 1999: Scham und Macht: phänomenologische Untersuchungen zur Sozialität eines Gefühls. Tübingen: Mohr Siebeck.
- LANDWEER, Hilge 2007a: Sozialität und Echtheit der Gefühle. Geschlechtertheoretische Perspektiven. 63-91 in: NEUMAYR, Agnes (Hg.): Kritik der Gefühle. Feministische Positionen. Wien: Milena Verlag.
- LANDWEER, Hilge (Hg.) 2007b: Gefühle: Struktur und Funktion. Berlin: Akademie-Verlag.
- LAPOINTE, François; LAPOINTE, Claire C. 1976: Maurice Merleau-Ponty and his critics: an international bibliography (1942-1976). New York: Garland.
- LINDEMANN, Gesa 1993: Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. Frankfurt am Main: Fischer.
- LINDEMANN, Gesa 2005: Die Verkörperung des Sozialen. Theoriekonstruktionen und empirische Forschungsperspektiven. 114-138 in: SCHROER, Markus (Hg.): Soziologie des Körpers. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- LIST, Elisabeth; FIALA, Erwin (Hg.) 1997: Leib, Maschine, Bild. Körperdiskurse der Moderne und Postmoderne. Wien: Passagen Verlag.
- LUCKMANN, Thomas 1999: Eine phänomenologische Begründung der Sozialwissenschaften? 194-205 in: RECKWITZ, Andreas; SIEVERT, Holger (Hg.): Interpretation, Konstruktion, Kultur: ein Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- LÜDI, Georges (Hg.) 1987: Devenir bilingue – parler bilingue. Tübingen: Niemeyer.
- LÜDI, Georges 2003: Mehrsprachige Repertoires und plurielle Identität von Migranten. 39-58 in: DE FLORIO-HANSEN, Inez; HU, Adelheid (Hg.): Plurilingualität und Identität. Zur Selbst- und Fremdwahrnehmung mehrsprachiger Menschen. Tübingen: Stauffenburg.
- LÜDI, Georges; PY, Bernard 1984: Zweisprachig durch Migration. Einführung in die Erforschung der Mehrsprachigkeit am Beispiel zweier Zuwanderergruppen in Neuenburg (Schweiz). Tübingen: Niemeyer.
- LÜDI, Georges; NELDE, Peter 2004: Instead of a foreword: Codeswitching as a litmus test for an integrated approach to multilingualism. VII-XI in: AMMON, Ulrich; MATTHEIER, Klaus; NELDE, Peter (Hg.): Codeswitching. Sociolinguistica 18.

- Tübingen: Niemeyer.
- MAR-MALINERO, Clare; STEVENSON, Patrick (Hg.) 2006: Language, Ideologies, Policies and Practices: Language and the Future of Europe. New York: Macmillan.
- MELLE, Ullrich 1983: Das Wahrnehmungsproblem und seine Verwandlung in phänomenologischer Einstellung. Untersuchungen zu den phänomenologischen Wahrnehmungstheorien von Husserl, Gurwitsch und Merleau-Ponty. The Hague: Nijhoff.
- MERTON, Robert K.; KENDALL, Patricia L. 1979: Das fokussierte Interview. 171-204 in: HOPF, Christel; WEINGARTEN, Elmar (Hg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart: Klett-Cotta.
- MERTON, Robert K.; FISKE, Marjorie; KENDALL, Patricia L. 1956: The focused interview. A manual of problems and procedures. Glencoe: The Free Press.
- MÉTRAUX, Alexandre; WALDENFELS, Bernhard (Hg.) 1986: Leibhaftige Vernunft. Spuren Merleau-Pontys Denken. München: Fink.
- MÉTRAUX, Alexandre 1976: Über Leiblichkeit und Geschichtlichkeit als Konstituentien der Sozialphilosophie Merleau-Pontys. 139-152 in: GRATHOFF, Richard; SPRONDEL, Walter (Hg.): Merleau-Ponty und das Problem der Struktur in den Sozialwissenschaften. Stuttgart: Enke.
- MEYER-DRAWE, Käte 2001 (1985): Leiblichkeit und Sozialität: phänomenologische Beiträge zu einer pädagogischen Theorie der Inter-Subjektivität. 3., unveränderte Auflage. München: Fink.
- MONDADA, Lorenza (Hg.) 2003: Plurilinguisme: enjeux identitaires, socio-culturels et éducatifs (Festschrift für Georges Lüdi). Tübingen: Francke.
- MÖRTH, Eveline 1997: Der Leib als Subjekt der Wahrnehmung. Zur Philosophie der Leiblichkeit bei Merleau-Ponty. 75-87 in: LIST, Elisabeth; FIALA, Erwin (Hg.): Leib, Maschine, Bild. Körperdiskurse der Moderne und Postmoderne. Wien: Passagen Verlag.
- MOSSAKOWSKI, Jan; BUSCH, Brigitta 2008: On language biographical methods in research and education. Austria – Example of current practice #3. Teil einer digitalen Artikelsammlung für das Projekt des Europarates »Policies and practices for teaching sociocultural diversity«. http://www.cis.or.at/spracherleben/download/ECP-AT-3-Language_biographical_methods_.pdf [letzter Zugriff am 20.10.2010; 10:42].
- MÜLLER, Werner 1975: Être-au-monde. Bonn: Bouvier.
- NABOKOV, Vladimir 2008: Wiedersehen mit einer Autobiografie. 173-180 in: BUSCH, Brigitta; BUSCH, Thomas (Hg.): Mitten durch meine Zunge. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimoglu. Klagenfurt/ Celovec: Drava.
- NEUMAYR, Agnes (Hg.) 2007: Kritik der Gefühle. Feministische Positionen. Wien: Milena Verlag.
- NORA, Pierre (Hg.) 2005: Erinnerungsorte Frankreichs. Mit einem Vorwort von Etienne François. Aus dem Französischen von Michael Bayer, Enrico Heinemann, Elsbeth Ranke, Ursel Schäfer, Hans Thill und Reinhard Tiffert. München: Beck.
- PAVLENKO, Aneta 2005: Emotions and multilingualism. Cambridge: Cambridge University Press.
- PAVLENKO, Aneta (Hg.) 2006: Bilingual minds: emotional experience, expression, and representation. Clevedon, UK: Multilingual Matters.
- PAVLENKO, Aneta 2007: Autobiographic narratives as data in applied linguistics. 163-188 in: Applied Linguistics, 28(2).
- PHIPPS, Alison 2007: Learning the arts of linguistic survival: languaging, tourism, life. Clevedon: Channel View Publications.
- PHIPPS, Alison 2009: Tourism and Languaging. 658-671 in: JAMAL, Tazim; ROBINSON, Mike (Hg.): The SAGE handbook of tourism studies. London: SAGE Publications Ltd.

- PHIPPS, Alison; GONZALEZ, Mike 2004: Modern languages: Learning and teaching in an intercultural field. London: SAGE Publications Ltd.
- PIETIKÄNEN, Sari; ALANEN, Riikka; DUFVA, Hannele; KALAJA, Paula; LEPPÄNEN, Sirpa; PITKÄNEN-HUHTA, Anne 2008: Languaging in ultima Thule: multilingualism in the life of a Sami boy. 79-99 in: *International Journal of Multilingualism*, 5(2).
- PLESSNER, Helmuth 1961 (1941): *Lachen und Weinen*. 3. Auflage. Bern: Francke.
- PÜTZ, Martin 2004: Sprachrepertoire/ Linguistic Repertoire. 226-232 in: AMMON, Ulrich; DITTMAR, Norbert; MATTHEIER, Klaus; TRUDGILL, Peter (Hg.): *An International Handbook of the Science of Language and Society/ Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. Berlin: de Gruyter.
- RECKWITZ, Andreas; SIEVERT, Holger (Hg.) 1999: *Interpretation, Konstruktion, Kultur: ein Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- REYNOLDS, Jack 2005 (2001): Maurice Merleau-Ponty (1908-1961). o.A. in: *Internet Encyclopedia of Philosophy*. <http://www.iep.utm.edu/merleau/> [letzter Zugriff am 4.8.2011; 21:58].
- ROSENTHAL, Gabriele 1995: *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biografischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt am Main: Campus.
- SCHELER, Max 1919: *Vom Umsturz der Werte*. Bd.2, *Die Idole der Selbsterkenntnis*. Leipzig: Der neue Geist.
- SCHERR, Albert (Hg.) 2006: *Soziologische Basics. Eine Einführung für Pädagogen und Pädagoginnen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- SCHIEFFELIN, Bambi B.; WOOLARD, Kathryn A.; KROSKRITY, Paul V. 1998: *Language Ideologies. Practice and theory*. Oxford: Oxford University Press.
- SCHILDER, Paul 1923: *Das Körperschema. Ein Beitrag zur Lehre vom Bewusstsein des eigenen Körpers*. Berlin: Springer.
- SCHMITZ, Hermann 1969: *System der Philosophie*. Bd.3, Tl.2, *Der Gefühlsraum*. Bonn: Bouvier.
- SCHMITZ, Hermann 2007 (1998): *Der Leib, der Raum und die Gefühle*. Um eine Vorrede vermehrte und aktualisierte Neuauflage der Ausgabe von 1998. Bielefeld: Edition Sirius.
- SCHMITZ, Hermann 2008 (1989): *Leib und Gefühl. Materialien zu einer philosophischen Therapeutik*. 3., erweiterte Auflage. Bielefeld: Edition Sirius.
- SCHROER, Markus (Hg.) 2005a: *Soziologie des Körpers*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- SCHROER, Markus 2005b: *Einleitung. Zur Soziologie des Körpers*. 7-47 in: SCHROER, Markus (Hg.): *Soziologie des Körpers*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- SCHÜTZ, Alfred 1982 (1971): *Das Problem der Relevanz*. Herausgegeben und erläutert von Richard Zaner. Mit einer Einleitung von Thomas Luckmann. Aus dem Amerikanischen von Alexander v. Baeyer. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- SCOTT, Sue; MORGAN, David 1993: *Body matters: Essays on the Sociology of the Body*. Basingstoke: Falmer Press.
- SELTING, Margret; AUER, Peter; BARDEN, Birgit; BERGMANN, Jörg; COUPER-KUHLEN, Elizabeth; GÜNTNER, Susanne; MEIER, Christoph; QUASTHOFF, Uta; SCHLOBINSKI, Peter; UHMANN, Susanne 1998: *Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem (GAT)*. 91-122 in: *Linguistische Berichte*, 173. <http://vg00.met.vgwort.de/na/121e38f9bd9935ef4eb2?l=http://www.mediensprache.net/archiv/pubs/4153.pdf> [letzter Zugriff am 4.5.2011; 12:35].
- SHILLING, Chris 1993: *The body and social theory*. London: SAGE Publications Ltd.
- SIEGAL, Bernard J. (Hg.) 1965: *Biennial review of anthropology*. Stanford: Stanford University Press.
- SIGUÁN, Miguel 1987: *Code switching and code mixing in the bilingual speaker: a cognitive*

- approach. 211-224 in: LÜDI, Georges (Hg.): *Devenir bilingue – parler bilingue*. Tübingen: Niemeyer.
- SILVERSTEIN, Michael 1979: *Language structure and linguistic ideology*. 193-247 in: CLYNE, Paul R.; HANKS, William F.; HOFBAUER, Carol L. (Hg.): *The elements: A parasection on linguistic units and levels*. Chicago: Chicago Linguistic Society.
- SLABY, Jan 2007: *Emotionaler Weltbezug. Ein Strukturschema im Anschluss an Heidegger*. 93-112 in: LANDWEER, Hilge (Hg.) 2007b: *Gefühle: Struktur und Funktion*. Berlin: Akademie-Verlag.
- SLATTERLY, Martin 2003: *Key ideas in sociology*. Cheltenham: Fitzroy Dearborn Publishers.
- SPECK, Josef (Hg.); ASEMISSEN, Hermann U. 1981 (1973): *Grundprobleme der großen Philosophen*. Scheler, Hönigswald, Cassirer, Plessner, Merleau-Ponty. Philosophie der Gegenwart. 2., erweiterte Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- STOLLER, Silvia 1991: *Zur phänomenologischen Wahrnehmungstheorie bei Maurice Merleau-Ponty in der Phänomenologie der Wahrnehmung*. Dissertation. Wien: Universität Wien.
- STOLLER, Silvia 1995: *Wahrnehmung bei Merleau-Ponty. Studie zur Phänomenologie der Wahrnehmung*. Frankfurt am Main: Lang.
- STOLLER, Silvia; VETTER, Helmuth (Hg.) 1997: *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz*. Wien: WUV-Universitätsverlag.
- STRAUS, Erwin Walter 1956 (1935): *Vom Sinn der Sinne. Ein Beitrag zur Grundlegung der Psychologie*. 2., vermehrte Auflage. Berlin: Springer.
- SULLIVAN, Shannon 1997: *Domination and dialogue in Merleau-Ponty's 'Phenomenology of Perception'*. 1-19 in: *Hypatia*, 12(1).
- SYNNOTT, Anthony 1993: *The body social: symbolism, self, and society*. London: Routledge.
- TAYLOR, Charles 1985: *Self-interpreting animals*. 45-76 in: TAYLOR, Charles: *Human agency and language. Philosophical papers 1*. Cambridge: Cambridge University Press.
- TAYLOR, Charles 1985: *Human agency and language. Philosophical papers 1*. Cambridge: Cambridge University Press.
- TAYLOR, Charles 1986: *Leibliches Handeln*. 194-217 in: MÉTRAUX, Alexandre; WALDENFELS, Bernhard (Hg.): *Leibhaftige Vernunft. Spuren Merleau-Pontys Denken*. München: Fink.
- THOMPSON, John B. 1991: *Editor's introduction*. 1-31 in: BOURDIEU, Pierre: *Language and symbolic power*. Edited and introduced by John B. Thompson. Translated by Gino Raymond and Matthew Adamson. Cambridge: Harvard University Press.
- TILLIETTE, Xavier; MÉTRAUX, Alexandre 1981 (1973): *Maurice Merleau-Ponty: Das Problem des Sinnes*. 181-230 in: SPECK, Josef (Hg.); ASEMISSEN, Hermann U.: *Grundprobleme der großen Philosophen*. Scheler, Hönigswald, Cassirer, Plessner, Merleau-Ponty. Philosophie der Gegenwart. 2., erweiterte Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- TODOROV, Tzvetan 1984: *Mikhail Bakhtin: the dialogical principle*. Translated by Wlad Godzich. Manchester: Manchester University Press.
- TOPHINKE, Doris 2002: *Lebensgeschichte und Sprache. Zum Konzept der Sprachbiografie aus linguistischer Sicht. Biografie linguistische – Biographies langagières – Biografias linguistica – Sprachbiografien*. 1-14 in: *Bulletin VALS-ASLA*, 76.
- TURNER, Bryan S. 1996: *The body and society: explorations in social theory*. London: SAGE Publications Ltd.
- VILLA, Paula-Irene 2006 (1999): *Sexy bodies. Eine Reise durch den Geschlechtskörper*. 3., aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- WALDENFELS, Bernhard 1976: Die Offenheit sprachlicher Strukturen bei Merleau-Ponty. 17-28 in: GRATHOFF, Richard; SPRONDEL, Walter (Hg.): Merleau-Ponty und das Problem der Struktur in den Sozialwissenschaften. Stuttgart: Enke.
- WALDENFELS, Bernhard 1980: Spielraum des Verhaltens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- WALDENFELS, Bernhard 1981: Phänomen und Struktur. 120-137 in: Integrative Therapie. Zeitschrift für Verfahren Humanistischer Psychologie und Pädagogik, 7.
- WALDENFELS, Bernhard 1983: Phänomenologie in Frankreich. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- WALDENFELS, Bernhard 1992: Einführung in die Phänomenologie. Paderborn: Fink.
- WALDENFELS, Bernhard 2000a: Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- WALDENFELS, Bernhard 2000b: Responsivität des Leibes. Spuren des Anderen in Merleau-Pontys Leib-Denken. 305-320 in: GIULIANI, Regula (Hg.): Merleau-Ponty und die Kulturwissenschaften. München: Fink.
- WALDENFELS, Bernhard 2010 (1983): Phänomenologie in Frankreich. 3. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- WIERZBICKA, Anna 1994: Emotion, language, and cultural scripts. 133-196 in: KITAYAMA, Shinobu; MARKUS, Hazel Rose (Hg.): Emotion and culture: empirical studies of mutual influence. Washington, DC: American Psychological Association.
- WIERZBICKA, Anna 1999: Emotions across languages and cultures: diversity and universals. Cambridge: Cambridge University Press.
- WIMMER, Andreas; GLICK SCHILLER, Nina 2002: Methodological nationalism and beyond: nation-state building, migration and the social sciences. 301-334 in: Global Networks, 2(4).
- WITZEL, Andreas 1985: Das problemzentrierte Interview. 227-255 in: JÜTTEMANN, Gerd (Hg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. Weinheim: Beltz.
- WODAK, Ruth; DE CILLIA, Rudolf; REISIGL, Martin; LIEBHART, Karin; HOFSTÄTTER, Klaus; KARGL, Maria 1998: Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- WODAK, Ruth; DE CILLIA, Rudolf; REISIGL, Martin; LIEBHART, Karin 2009: The discursive construction of national identities. Second and extended edition. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- WOOLARD, Kathryn A.; SCHIEFFELIN, Bambi B. 1994: Language Ideology. 55-82 in: Annual Reviews in Anthropology, 23. <http://uk-online.uni-koeln.de/remarks/d5134/rm2169695.pdf> [letzter Zugriff am 24.07.2011; 10:04].
- ZAHAVI, Dan 2001: Beyond empathy. Phenomenological approaches to intersubjectivity. 151-167 in: Journal of Consciousness Studies, 8(5-7).

ZITIERTE SCHRIFTEN & FRAGMENTARISCHE BIBLIOGRAPHIE MERLEAU-PONTYS³¹

- MERLEAU-PONTY, Maurice 1988: Merleau-Ponty à la Sorbonne. Résumés de cours 1949-1952. Grenoble: Cynara.
- MERLEAU-PONTY, Maurice 1994a: Keime der Vernunft. Vorlesungen an der Sorbonne 1949-1952. Herausgegeben von Bernhard Waldenfels. Aus dem Französischen von Antje Kapust. München: Fink.
- MERLEAU-PONTY, Maurice 1953: Éloge de la philosophie. Paris: Gallimard.
- MERLEAU-PONTY, Maurice 1960a: Éloge de la philosophie et autres essais. Paris: Gallimard.
- MERLEAU-PONTY, Maurice 1960b: Le philosophe et son ombre. 241-287 in: MERLEAU-PONTY, Maurice 1960a: Éloge de la philosophie. Paris: Gallimard.
- MERLEAU-PONTY, Maurice 1968: Résumés de cours. Collège de France 1952-1960. Herausgegeben von Claude Lefort. Paris: Gallimard.
- MERLEAU-PONTY, Maurice 1973: Vorlesungen I. Schrift für die Kandidatur am Collège de France. Lob der Philosophie. Vorlesungszusammenfassungen 1952-1960. Die Humanwissenschaften und die Philosophie. Berlin: de Gruyter.
- MERLEAU-PONTY, Maurice 1942: La structure du comportement. Paris: Presses Universitaires De France.
- MERLEAU-PONTY, Maurice 1976: Die Struktur des Verhaltens. Übersetzt und mit einem Vorwort versehen von Bernhard Waldenfels. Berlin: de Gruyter. [**SdV**]
- MERLEAU-PONTY, Maurice 1945: Phénoménologie de la perception. Paris: Gallimard.
- MERLEAU-PONTY, Maurice 1966: Phänomenologie der Wahrnehmung. Übersetzt und eingeführt von Rudolf. Boehm. Berlin: de Gruyter. [**PhdW**]
- MERLEAU-PONTY, Maurice 1948: Sens et non-sens. Paris: Nagel.
- MERLEAU-PONTY, Maurice 2000: Das Kino und die neue Psychologie. 65-82 in: MERLEAU-PONTY, Maurice: Sinn und Nicht-Sinn. Aus dem Französischen von Hans-Dieter Gondek. München: Fink.
- MERLEAU-PONTY, Maurice 2000: Sinn und Nicht-Sinn. Aus dem Französischen von Hans-Dieter Gondek. München: Fink.
- MERLEAU-PONTY, Maurice 1955: Les aventures de la dialectique. Paris: Gallimard.
- MERLEAU-PONTY, Maurice 1968: Die Abenteuer der Dialektik. Übersetzt von Alfred Schmidt und Herbert Schmitt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- MERLEAU-PONTY, Maurice 1960c: Signes. Paris: Gallimard.
- MERLEAU-PONTY, Maurice 2007: Zeichen. Auf der Grundlage der Übersetzung von Barbara Schmitz. Unter Mitarbeit von Annika Hand. Kommentiert und mit einer Einleitung versehen und herausgegeben von Christian Bermes. Hamburg: Meiner.
- MERLEAU-PONTY, Maurice 1961: L'Œil et l'Esprit. 187-208 in: Art de France, 1(1).
- MERLEAU-PONTY, Maurice 1967: Das Auge und der Geist. Philosophische Essays.

31 Für eine extensive Liste über Literatur von und über Merleau-Ponty vgl. etwa Lapointe/ Lapointe 1976; Waldenfels 2010; Bermes 1998; Flynn 2011.

Herausgegeben und übersetzt von Hans Werner Arndt. Durchgesehene und um eine Bibliographie erweiterte Neuausgabe. Hamburg: Meiner.

MERLEAU-PONTY, Maurice 1969: *La prose du monde*. Herausgegeben von Claude Lefort. Paris: Gallimard.

MERLEAU-PONTY, Maurice 1984: *Die Prosa der Welt*. Herausgegeben von Claude Lefort, übersetzt von Regula Giuliani. Mit einer Einleitung von Bernhard Waldenfels. München: Fink.

MERLEAU-PONTY, Maurice 1964: *Le visible et l'invisible*. Suivi des notes de travail par Maurice Merleau-Ponty. Édition de Claude Lefort. Paris: Gallimard.

MERLEAU-PONTY, Maurice 1986: *Das Sichtbare und das Unsichtbare*. Gefolgt von Arbeitsnotizen. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Claude Lefort. Aus dem Französischen von Regula Giuliani und Bernhard Waldenfels. München: Fink.

ANHANG

1. TRANSKRIPTIONSKONVENTIONEN

#1 - #10	Kennzeichnung der Befragten von Nummer 1 bis 10
LH	Lisa Hessenberger
* oder *5*	Pause in sec.
[lacht] [steht auf]	Kommentar der Transkribierenden; Beschreibung der Mimik, Gestik, Tätigkeiten;
{ok [lachend]}	Gültigkeitsbereich; Überschneidung
Färberge#	Wortabbruch durch Glottalverschluss
Weit	Länge
nie	Betonung
(Palü)	Nicht klar verstanden und nach Verständnis niedergeschrieben
akZENT	Primär- bzw. Hauptakzent
akzEnt	Sekundär- bzw. Nebenakzent
?	hoch steigende Tonhöhe am Einheitenende
↑	mittel fallende Tonhöhe am Einheitenende
↓	mittel steigende Tonhöhe am Einheitenende
.	Tief fallende Tonhöhe am Einheitenende
~	Gleichbleibende Tonhöhe am Einheitenende
<u>Kam dann hinüber</u>	Sehr hohe Tonhöhe
<u>Kam dann hinüber</u>	Hohe Tonhöhe
<u>Kam dann hinüber</u>	Tiefe Tonhöhe
<u>Kam dann hinüber</u>	Sehr tiefe Tonhöhe
>dann ging ich hinüber<	Schnelle Sprechgeschwindigkeit
<dann ging ich hinaus>	Langsame Sprechgeschwindigkeit
-dann ging ich hinüber-	leise
+dann ging ich hinaus+	laut
is=es	Worte verschmelzen

2. LEBENSLAUF

- Geboren 1985 in Radstadt/ Österreich
- 2003 – 2004 Einjähriger Arbeitsaufenthalt in Oslo/ Norwegen
- Seit 2004 Freie Mitarbeiterin beim Montafoner Heimatmuseum Schruns/ Österreich, unter anderem bei den wissenschaftlichen Projekten
 - x Oral History Archiv Montafon
 - x Publikation und Ausstellung „Mensch & Berg! Eine faszinierende Welt zwischen Lust und Last“ in den Montafoner Museen 2008/ 2009
 - x Publikation und Ausstellung „Grenzüberschreitungen. Von Schmugglern, Schleppern, Flüchtlingen“ im Montafoner Heimatmuseum Schruns und im Heimatmuseum Prättigau Grösch/ Schweiz 2007 – 2009
- 2004 – 2010 Studium der Slavistik (Russisch), Abschluss mit Auszeichnung
- 2005 – 2007 Erfolgreiche Absolvierung von sechs Praktika bei Siemens AG Österreich
- 2005 – 2008 Studium der Soziologie an der Universität Wien mit abgeschlossenem Bakkalaureat
- 2005 Teilnahme am einmonatigen russisch-österreichischen Sommerkolleg „Tandem“ in Nižnij Novgorod/ Russische Föderation
- 2007 Teilnahme am dreiwöchigen ukrainisch-österreichischen Sommerkolleg „Tandem“ in L’viv/ Ukraine
- 2008 – 2009 Halbjähriges Auslandssemester an der RGGU in Moskau/ Russische Föderation
- 2008 Mitarbeit bei der Österreichisch-Russischen Freundschaftsgesellschaft (ORFG)
- 2009 Halbjähriges Praktikum bei der Österreich Werbung in Kiev/ Ukraine
- seit 2011 Übersetzerin bei ICEUR-Vienna

3. ABSTRACT – THEORETISCHE ASPEKTE LEIBLICHEN SPRACHERLEBENS

Die vorliegende Arbeit verfolgt das Ziel ein theoretisches und methodisches Fundament für die Erforschung des leiblichen Empfindens am Beispiel des leiblich-affektiven Spracherlebens multilingualer SprecherInnen in einem monolingual habitualisierten Feld zu bilden. Ausgang wird von Maurice Merleau-Pontys in der Phänomenologie verorteten Theorie der Leiblichkeit genommen, wie sie im Besonderen in der *Struktur des Verhaltens* und der *Phänomenologie der Wahrnehmung* dargelegt ist.

Merleau-Ponty betrachtet den Leib als den Angelpunkt des Zur-Welt-seins sowie als das grundlegende Medium eine Welt zu erschließen. Unsere Sinne, die stets sowohl latent wie konkret, sowohl aktuell als auch habituell zur Welt und auf gewisse Phänomene gerichtet sind, ermöglichen uns wahrzunehmen und so stets zur Welt zu sein. Wahrnehmen impliziert dann ein Zusammenspiel der Sinne, eine sinnliche Synästhesie oder Wahrnehmungsempfindung, die dem französischen Philosophen zufolge einen perzeptiven Normalzustand darstellt. Mit dem Empfinden geht schließlich ein Sich-Empfinden einher, sodass die sinnlich wahrnehmende Person sich selbst im Verhältnis zur Welt spürt. Das Empfinden gestaltet sich als eine Manier des lebendigen Seins und expliziert in jedem Augenblick den Bezug einer Person zur Welt. Gefühle sind in diesem Zusammenhang habitualisierte und in einer Sozietät geteilte Praxen des Weltbezugs. Einerseits stellen unsere Emotionen einen Bereich personaler Erfahrung dar, der in erster Linie für eine Person Sinn hat, andererseits manifestiert sich in Gefühlen der stete Bezug einer personalen leiblichen Existenz mit der Anderer. Allein ein Blick eines Mitmenschen, beispielsweise, vermag in uns Gefühle der Angst oder Unsicherheit hervorzurufen, die wir als Stile des Zur-Welt-seins realisieren und dadurch im Zusammenwirken mit Anderen unser Dasein gestalten. Weder das personale Ich noch die Sozialität sind determiniert, sondern unterliegen einer steten Sinn genesis, für die sowohl Gefühle als auch Sprache in der Qualität eines Kulturobjekts maßgebend sind.

Des Weiteren wird im Anschluss an Merleau-Pontys Ansatz einer Sprachphilosophie der Fokus primär auf das Sprechen und lediglich sekundär auf „die Sprache“ gelegt, sodass der Sprechakt aus dem Blickwinkel der SprecherInnen und ihrer lebensweltlichen Einbettung beleuchtet wird. Für jeden Sprechakt und seine Bedeutung sind daher dessen Gründen auf kulturell sedimentierten Bedeutungen wie auch das leibliche und situierte Gebundensein einer Sprecherin/ eines Sprechers maßgebend. Merleau-Ponty zufolge sind Worte als Mittel eines

leiblichen Vermögens in der Sprachwelt zu begreifen, wodurch in Folge unser Sprechen stets eine Realisierung unseres Zur-Welt-seins darstellt. Sprachliche Kommunikation ist nur möglich, so Worte Sinn haben beziehungsweise ihren Sinn selbst in ihrer Artikulation hervorbringen. Merleau-Pontys sprachphilosophische Überlegungen stellen den Auftakt zu einer Etablierung eines sprecherInnenzentrierten Sprachkonzepts dar, in dem soziale Kontexte, die Relevanz der Sprachperformanz und die konstitutive Rolle der Leiblichkeit die verdiente Aufmerksamkeit finden. Konzepte von Sprache und Sprechen wie jene des Sprachrepertoires und des *languageing* greifen diese Grundideen auf und können entlang Merleau-Pontys philosophischen Prinzipien entfaltet werden. Das in der vorliegenden Arbeit dargelegte Sprachkonzept steht in Opposition zu den gängigen Vorstellungen von Sprache wie sie im Alltag und in der Wissenschaft vertreten werden. In Letzteren wird von Vorstellungen von Sprache als Einzelsprachen mit eigenständigen grammatikalischen Regelsystemen ausgegangen, die inwendige Emotionen und Gedanken zum Ausdruck bringen. Als Resultat solcher Annahmen entsteht ein scheinbar „natürlicher Monolingualismus“, der qua Sprachideologien immense Wirkung auf die sprachlichen Praktiken sowie auf das leibliche Spracherleben ausübt. Statt eines Monolingualismus' ist jedoch vielmehr eine lebensweltliche Multilingualität im Alltag vorauszusetzen. In Folge eröffnet sich ein Spannungsfeld zwischen einem institutionalisierten Monolingualismus einerseits und einem lebensweltlichen Multilingualismus andererseits. Die Frage danach, wie Personen, die in diesem Wirkfeld einer monolingualen Habitualisierung und einer multilingualen Wirklichkeit eingebettet sind, Sprache leiblich erfahren, erweist sich in diesem Zusammenhang als besonders interessant. Aus diesem Grund wird ein Forschungsprojekt zu diesem Thema vorgeschlagen, bei dem mittels qualitativer Interviews und Feinstrukturanalyse das leibliche Spracherleben ergründet werden soll.

4. ABSTRACT – A THEORETICAL ANGLE ON BODILY LANGUAGE EXPERIENCE

This thesis is aimed at theoretically and methodically founding the research on sense experience by means of a practical research project on how multilingual speakers experience language in a monolingually habituated field. Therefore I will draw on Maurice Merleau-Ponty's phenomenological analyses of embodied experience as it is expounded in his work *The Structure of Behaviour* and *Phenomenology of Perception*.

In his extensive work on perception the French philosopher Merleau-Ponty states our

embodied inherence in the world and the living body's pivotal role in human existence. Perception is a behaviour that is not effected by consciousness but by the body as a lived and as a living. In this regard each sense informs the others by virtue of their shared behavioural project in such a way as to enable our perception in synaesthesia, that is a complementary perceptive functioning which proves to be the perceptual normality. Sense-experience involves the experience of self in sense-experiencing which implicates the person experiencing himself/ herself in a certain relation to the world. Consequently sense-experience is a mode of existence and demonstrates a person's relation to the world at all times. Emotion in this context is a habitual and shared practice of relating to the world. On the one hand our emotions present a sphere of personal experience that predominantly makes sense for the person experiencing it, at the other hand emotions themselves are the relation of one bodily existence with another. Thus it appears that in and via emotions just as in and via language we found sociality and our self that are never determinate but continuously undergo a genesis of sense.

Following Merleau-Ponty's approach to a gestural theory of language emphasis is placed less on monolithic conceptions of "a language" than on speech in *statu nascendi*. This involves a focus on speakers and their particular position in a social context. To speak then means making a gesture in one direction of a linguistic world. In Merleau-Ponty's opinion speech is not the clothing of thought but speech and thought are intertwined. Speech requires meaning as a cultural product of sedimentation on basis of which it is able to realize our being-in-the-world (*être au monde*). That means, when we are speaking, we avail ourselves of already constituted meanings. Speech then does not simply transmit thought in our communication with others but rather accomplishes or completes it.

Merleau-Ponty's philosophy of language lays the foundation for establishing a conception of language and speech that centres on individual speakers and attends to the respective social contexts, the pivotal role of our bodily existence and the performative aspect of speech. The concepts of linguistic repertoire and languaging adopt Merleau-Ponty's basic ideas and can further be elaborated by virtue of the philosophical principles set forth. These concepts of language contradict the view on language that is often held in everyday life as well as in science. In fact notions of single languages are customary, consisting of certain grammatical, phonetic, lexical and other rules by which means inner emotions and thoughts can be expressed. Furthermore the rule of a seemingly 'natural monolingualism' is commonly accepted which wields its power by virtue of language ideologies over language practice and the bodily language experience. Contrary to these assumptions one is to stress the multilingual

nature of our lifeworld. As an ultimate result a stress field between institutionalized monolingualism and lifeworld multilingualism has come into existence. In this regard the question on how a person, living in the sphere of influence of a monolingual habitualization and a multilingual reality experiences language appears to be of special interest. Therefore the thesis at hand is dedicated to elaborating theoretical pillars in order to present the methodical approach to a practical research project on the question raised.